Geschenk

Sieben Gespräche

über

Staat und Kirche,

veranlaßt

durch des Herrn **von Radowitz** neue Gespräche
aus der Gegenwart

über

Staat und Kirche.

Arnsberg,
Druck und Verlag von H. F. Grote.

1852.

Sr. Excellenz

dem

Königl. Preuß. Generallieutenant, Geh. Staats-Minister a. D.

Ritter hoher Orden

Herrn von Radowitz

in tiefster Ehrerbietung

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Angeregt durch die neuen Gespräche aus der Gegenwart, hat Verfasser der nachfolgenden Gespräche sich gedrungen gefühlt, seine Ansichten über einige der wichtigsten Fragen, die auf den Gebieten von Staat und Kirche unsre Zeit bewegen, auszusprechen. Verfasser ist keiner Partei dienstbar; nur auf unbefangene und logische Erkenntniß der ewigen, unwandelbaren Lebensprincipien in Staat und Kirche geht sein Streben. Seinen Namen hat er nicht genannt, weil er, dies für gleichgültig erachtend und auf Autoren-Ruf verzichtend, sein Werk der Oeffent-

lichkeit genugsam durch die Vorweihe empfohlen glaubt, die es in der Annahme der Zueignung Seitens des großen Staatsmannes, dem es gewidmet ist, empfangen hat.

Schließlich bedarf es wohl kaum der Bemerkung, daß die Namen der Unterredenden ganz zufällig und beziehungslos gewählt sind.

Im Februar 1852.

Inhalt.

Inhalt.

Erstes Gespräch.

Vom wahren Konstitutionalismus.

Wittmann.

Alles, was in des Herrn von Radowitz neuen Gesprächen über die Nothwendigkeit des Festhaltens Preußens an seine jetzige Verfassung gesagt ist, ist mir wahrlich wie aus der Seele gesprochen.

Ferno.

Wirklich? das wundert mich. Sie, bei der Christlichkeit, der Sie sich sonst wenigstens stets rühmten, feiern die Worte eines Abtrünnigen, ja, identificiren sie mit Ihren eigenen Gedanken?

Wittmann.

Ich verstehe Sie nicht, denn ich bin überzeugt, auch bei verfassungstreuer Gesinnung noch auf dem-

selben christlichen Boden zu stehen, wie ehedem; ja ich hoffe sogar, christlicher geworden zu sein.

Ferno.

Nachdem Sie aufgehört haben, den Willen Gottes als das höchste Gesetz zu erkennen, und nun menschliche Willkühr an dessen Stelle verehren, ein Stück todten Papiers statt des lebendigen Geistes.

Wittmann.

Gilt Ihnen die organische, naturgemäße Entwickelung des Staatslebens für menschliche Willkühr?

Ferno.

Ich verstehe; Sie rechnen den Konstitutionalismus mit zu einem nothwendigen Entwickelungs-Stadium des Staatslebens. Darin liegt eben Ihr Irrthum, mein Lieber. Sie verwechseln Natur und Kunst. Haben Sie die Lehren unsers ehemaligen gemeinschaftlichen geistigen Vaters, Karl Ludwig von Hallers, ganz vergessen?

Wittmann.

Keineswegs. Die Wahrheit, die in der Haller'schen Lehre liegt, bekenne ich noch nach, wie vor. Dennoch aber behaupte ich, daß dieser große Lehrer

den Begriff der Revolution zu weit ausgedehnt, und, in gerechter Scheu vor letzterer, auch wirkliche nothwendige Entwickelungsmomente im Staat irrig als revolutionair bezeichnet habe.

Ferno.

Alles, was dem geschichtlich begründeten Zustande des Staatslebens entgegentritt, ist allerdings revolutionair zu nennen.

Wittmann.

Dann war also das vormärzliche Königthum in Preußen auch revolutionair, weil durch den Absolutismus schon lange die Macht der alten Stände gebrochen, der Bauer emancipirt, die Freiheit des Gemeindewesens begründet worden war.

Ferno.

Ich verabrede nicht, daß durch Schwächung der alten Stände das Königthum sich lange seiner besten Stützen beraubt hatte.

Wittmann.

Sagen Sie's nur gerade heraus. Ihrer Ansicht nach hat die Revolution bei uns schon damals begon-

nen, als vom Thron herab das Wort erging: j'établis la souveraineté comme un rocher de bronze.

Ferno.

Revolutionair kann ich nur eine solche Bewegung nennen, die vom Volk ausgeht, oder vom Volk veranlaßt wird.

Wittmann.

Nichts irriger, wie das. Ein jeder Organismus auf Erden muß seiner Entwickelung folgen, wie sie ihm im Keime von der Natur, besser gesagt, von Gott, bei seiner ersten Setzung vorgeschrieben ist. Läßt irgend ein einzelnes Glied dieses organischen Körpers seine Aufgabe außer Acht, will es mehr oder weniger sein, als es von Natur sein sollte, geräth es dadurch in Widerspruch mit den andern Gliedern, so wird der Organismus in seinem Naturgange gestört. Mag ein Glied nun oben oder unten, oder in der Mitte seinen Sitz haben, das bleibt sich gleich; ein jedes ist fähig, revolutionair zu werden.

Ferno.

Also Sie, der Sie früher am absoluten Königthum, wie an einem Dogma festhielten, wollen gar zu verstehen geben, seine Macht habe zu lange ge-

dauert, und es sei, indem es nicht frühe genug eine andere Entwickelungsstufe zu beschreiten Anstalt machte, selbst Ursache unserer Revolution gewesen.

Wittmann.

Das behaupte ich eben so wenig, als ich zugebe, daß das Königthum Ihre alten Stände nicht hätte demüthigen sollen. Es brach deren Macht, weil es seinem natürlichen Gange folgte, und wurde mit Recht absolut. Es erkannte auch im Laufe der Zeit, daß es nicht immer absolut bleiben könne; es irrte vielleicht nur darin, daß es nicht kräftig genug das richtige Mittel erfaßte, um sich in einen neuen Zustand hinüber zu leiten. Es war ihm, mit einem Worte, nicht zeitig genug klar, daß es eben die konstitutionelle Monarchie sei, welche der absoluten nach natürlichen Gesetzen folgen mußte.

Ferno.

Oder vielmehr nach Geboten der Mode und des Zeitgeistes.

Wittmann.

Ich muß Ihnen gestehen, daß ich selbst lange Zeit den Konstitutionalismus für ein Ding der Mode gehalten habe, und mit um so größerem — ich möchte

sagen — Fanatismus an der absoluten Monarchie hing, als ich die Erfahrung gemacht hatte, daß, neben vielen ehrenwerthen Krypto-Konstitutionellen, besonders im höheren Beamtenstande, auch so viele Flachköpfe, seicht und rationalistisch auf politischem, wie auf kirchlichem Gebiete, ja selbst so manche ganz frivole Gemüther nach einer Verfassung schrieen, nicht sowohl, um der Geschichte ihren freien Lauf nicht zu hemmen, oder, mit andern Worten, um den Willen der Vorsehung zu erfüllen, als vielmehr, weil sie, aller Pietät, aller Kenntniß der Vergangenheit, aller Fähigkeit zur Würdigung des Trefflichen, was der Absolutismus erzeugt hatte, baar und ledig, etwas Neues wollten, um ihrer innern langen Weile zu genügen, oder um, gleich wie in der Kleidertracht, so auch im Zuschnitt der Staatsform, den westlichen Nachbarn nachzuäffen.

Ferno.

Und doch scheinen Sie sich später mit diesen seichten Köpfen und frivolen Gemüthern ausgesöhnt zu haben.

Wittmann.

Gewiß nicht; mit diesen pfleg' ich noch heut keine

Gemeinschaft. Denen fehlt ja jede tiefere Begründung ihres Wollens, da sie ohne Zweifel heut eben so gern die Republik oder den Socialismus dem Konstitutionalismus substituiren würden. Ich deutete Ihnen ja eben schon an, daß ich es mit denjenigen halte, welche den Willen Gottes in der Geschichte wollen.

Ferno.

Ja, mein Theurer, dann gehören Sie, ohne es zu wissen und zu wollen, unserer Partei an. Auch wir verehren ja eine Verfassung, zwar eine in Schriftzügen sichtbar Hingestellte nicht, aber diejenige, an deren Spitze in unauslöschlichen Charakteren von höherer Hand die Worte verzeichnet stehen: „Alle Gewalt kommt von Gott;“ von ihm ist die Obrigkeit geordnet; kein Mensch darf sie antasten.

Wittmann.

Erlauben Sie mir, es auszusprechen, daß ich die politische Gemeinschaft mit Ihnen für mich nicht minder bedenklich finde, als die Gemeinschaft mit Demokraten und Radikalen, und zwar deshalb, weil, wie ich Ihnen vorhin schon sagte, ich frömmer geworden bin.

Ferno.

Welche seltsame Verkehrung der Begriffe! Sie leugnen den König von Gottes Gnaden, Sie setzen das Volk an Gottes Stelle und erkennen nicht, wie sehr Sie dem christlichen Staatsprincip den Rücken gekehrt haben?

Wittmann.

Ich könnte erwiedern, Sie setzen sich über den König von Gottes Gnaden, und das aristokratische Sonder-Interesse an Gottes Stelle. Ich mag aber nicht mit gleicher Münze bezahlen, und würde damit Ihre Insinuationen für begründet anerkennen. Gegen diese lege ich aber feierlichen Protest ein. Ich bekenne den König von Gottes Gnaden, erkenne aber darum nicht minder an, daß jede Obrigkeit ihre Gewalt von oben habe.

Ferno.

Also auch die Revolutionaire?

Wittmann.

Sagen Sie lieber, also auch die aus der Revolution Hervorgegangene, in Folge derselben Konstituirte.

Ferno.

Sehr schön; damit canonisiren Sie also die Revolution oder doch deren Kinder.

Wittmann.

Vergessen Sie nicht, daß die ewige Wahrheit einst gesprochen: „Gebet dem Cäsar, was des Cäsars ist.“ Wer war dieser Cäsar? Der Nachfolger eines Usurpators, der die römische Republik vernichtet hatte, und dann noch ein Usurpator als Repräsentant der Macht, die Judäa zur römischen Provinz umgeschaffen.

Ferno.

Lassen Sie dieses Beispiel bei Seite, mit welchem Sie wieder zu beweisen bezwecken, daß die Revolution nicht bloß von unten ausgehen könne, sondern sagen Sie mir lieber, was Sie von der ersten französischen Revolution denken, welche die Wurzel allen unsers modernen Konstitutions-Unwesens geworden ist.

Wittmann.

Sie zwingen mich wieder, auf eine Ihnen widerwärtige Anschauung zurück zu kommen. Meinen Sie, die französische Revolution wäre entstanden, wenn

Ludwig der vierzehnte und fünfzehnte, wenn Klerus und Aristokratie Gottes Wege und ihre eigenen Berufungen verstanden hätten?

Ferno.

Sie wollen also die französische Nation von der Schuld am Morde Ludwigs des sechszehnten freisprechen?

Wittmann.

Gott behüte mich, diejenigen, welche Schandthaten zur Ausführung bringen, ja auch nur diejenigen, welche sich auch nur im geringsten Maaße an der Revolution betheiligen, außer der moralischen Verantwortlichkeit zu setzen. Aber das Volk, mein Theurer, macht aus eignem Antrieb keine Revolution, und wenn es eine zu machen scheint, ist es nur das Werkzeug der unreinen Absichten Einzelner, die sich im Herzen nicht zum Volk rechnen.

Ferno.

Nach Ihrer Ansicht sind also nur die Gewalthaber die Urheber aller Revolutionen?

Wittmann.

Das ist eine unrichtige Folgerung aus meinen

Sätzen. Hören Sie vielmehr ruhig folgende Deduction: Jeder Staat beruht auf einem Urgrundgesetz, welches ich die *magna charta Dei* nennen möchte. In dieser ist implicite der natürliche Entwickelungsmodus des Staats enthalten, seine concentrirte Geschichte, wie in der Eichel der Eichbaum. Dieses Grundgesetz ist aber im Fortgange des Staatslebens verkannt worden, bald vom Egoismus einzelner physischer, bald von dem einzelner moralischer Personen. Aus solcher Verkennung sind die Revolutionen entsprungen, indem die Verkennenden die natürliche Ordnung Gottes negirten, d. h. sich an deren Stelle setzten. Diese waren also die intellektuellen Urheber der Revolutionen, d. h. der, nach ewigen Gesetzen nothwendigen Reaktionen der Natur gegen die Unnatur. Wer gegen die Naturordnung ankämpft, muß es erleiden, daß er selbst, oder seine Nachfolger im Unrecht, wieder bekämpft werden. Es bleibt aber der erste Kämpfer der Schuldigste, indem sein Kampf kein nothwendiges Uebel war. Minder schuldig ist der zweite Kämpfer, indem er nur einem nothwendigen Uebel dient. Wehe der Welt, um der Aergernisse halber, aber wehe dem, durch den das Aergerniß (ursprünglich) kommt.

Ferno.

Ihre Ansicht vom Wesen der Revolution haben Sie mir zwar klar gemacht, nicht aber die Frage beantwortet, ob nach Ihrer Meinung die revolutionaire Gewalt von Gott sei.

Wittmann.

Die Beantwortung ist leicht aus meinem Fundamentalsatz von der Natur-Ordnung und deren Entwickelung zu entnehmen. Jede organische Gestaltung dieser Ordnung ist legitim, und die Träger der Gewalt in ihr haben ihre Macht von oben. Jede unorganische Gestaltung dieser Ordnung aber ist dem Plane Gottes entgegen. Die Gewalthaber in dieser Unordnung überschreiten ihre Vollmacht, und in so fern ist ihre Macht eine ungöttliche. Noch mehr gilt dies von den Machthabern, die der ausgesprochenen Revolution dienen. Ist diese aber durchgemacht und überwunden, die Ordnung der Natur also wieder hergestellt, wenn auch in eine neue Entwickelungs-Periode versetzt (deren Leugnung eben das ganze Revolutions-Drama herbeiführte), so sind unzweifelhaft die Gewalthaber der neuen Periode wieder legitim.

Ferno.

Diese Ihre Theorie scheitert in der praktischen Anwendung nur an der einen Schwierigkeit, daß ja im Staate keine Autorität ist, welche mit Gewißheit darüber entscheiden könnte, wann der Zeitpunkt einer zweckmäßigen, oder, wenn Sie wollen, nach dem göttlichen Plane nothwendigen Modifikation des Staatslebens gekommen ist, durch deren Realisirung alsdann der Revolution vorzubeugen wäre. Und so bleibt es dann viel sicherer, einen status quo als den allein gültigen festzuhalten, und jede Abweichung von demselben als Häresie zu bezeichnen. Damit wird aller Revolution mit Sicherheit vorgebeugt.

Wittmann.

Leider zeigt die Geschichte das Gegentheil. Ihr Grundsatz verkennt gerade, daß die Geschichte das Schicksal des Staatslebens, und daß auf letzteres nicht anwendbar ist, was auf einem ganz andern Gebiete gilt. Wollen wir frommer sein als Gott, und dem Staat Attribute beilegen, die ihm Gott versagt hat? Welche Impietät! Und gerade diese ist, verzeihen Sie mir das harte Wort, die Krankheit Ihrer Partei, der sich „specifisch christlich“ nennenden

Reaktionspartei. Uebrigens erkenne ich die eben von Ihnen bezeichnete Schwierigkeit nicht an. Die Forderungen der Natur haben sich in jeglichem Staatsleben stets so deutlich manifestirt, daß nur absichtliche Blindheit sie verkennen konnte. Kein verborgenes Ding ist der göttliche Wille. Wie könnte er sonst befolgt werden sollen, wie sollten die Revolutions-Urheber sonst verantwortlich sein? Hätte man stets frei und gutwillig mit diesem Willen mitgewirkt, niemals wäre eine Revolution entstanden. Möchten Sie doch auch erkennen, daß nicht ein reaktionairer Zustand, über den Gott längst gerichtet, sondern die redliche Ausbildung des Konstitutionalismus dem göttlichen Wollen entspreche, dann würden Sie uns nicht der Gefahr einer neuen Revolution aussetzen.

Ferno.

Dies liegt uns sehr fern, die wir mit der Revolution vollständig gebrochen haben.

Wittmann.

Wollte Gott, Sie hätten dies gethan, dann würden Sie sich hüten, zu einer neuen Revolution den Grund zu legen, indem Sie Zustände, die zu ihrer Zeit wirklich und vernünftig waren, gegen die Forde-

rung Gottes und der Natur zu reaktiviren bestrebt sind. Was mich betrifft, so habe ich nicht mit der Revolution gebrochen, weil ich es nie mit ihr gehalten, sondern sie stets verabscheut habe.

Ferno.

Werden Sie aber nicht selbst in den Fehler verfallen, den Sie uns vorwerfen, indem Sie anscheinend den Konstitutionalismus für ewige Zeiten fixiren? Denn auf der Brücke müssen sie beständig hin und her gehen, wenn Sie das jenseitige Ufer, mit welchem das republikanische Territorium beginnt, meiden wollen. Rückwärts können sie nicht, und vorwärts wollen Sie nicht. Letzteres wenigstens hoffe ich noch von Ihnen.

Wittmann.

Ich werde den Konstitutionalismus festhalten, so lange ich nach meinen Kriterien erkenne, daß er dem Wohl des Staats und den Forderungen der Weltregierung entspricht. Gewiß ist er aber auch nur ein Ring in der Kette des Staatslebens, und nicht des letztern absolute Vollendung. Er ist ein Durchgangspunkt, der das Schicksal alles Menschlichen theilt. Welcher Zustand auf Erden wäre aber kein Durchgangspunkt?

Von welcher Dauer nun der konstitutionelle Staat sein werde, das weiß ich nicht; welche neue Entwickelung aus seinem Schooße hervorgehen wird, wer will das bestimmen?

Ferno.

Beben Sie denn aber nicht vor der bloßen Möglichkeit zurück, daß wir noch einst ganz der Demokratie zur Beute werden können, wenn wir nicht zeitig zurücklenken?

Wittmann.

Ich habe Ihnen schon angedeutet, daß ich frommer geworden bin, als ich war, da ich noch eine bestimmte Staatsform für die alleinseligmachende hielt, und ihr also nebst der Unveränderlichkeit und Imperfektibilität Eigenschaften zuschrieb, welche nur die Offenbarung Gottes für sich in Anspruch nehmen kann. Ich trieb also damals Götzendienst mit dem Staat. Jetzt bebe ich vor keiner Staatsform zurück, sobald ich sie als die von Gott im Fortlauf der Geschichte Gewollte erkenne. Darum aber ist sie mir auch wichtig, darum gebe ich mich ihr ganz hin, und opfere mein Leben im Nothfall für sie. Aber eben darum werde ich auch an meinem König und an meiner Ver-

fassung festhalten, bis Gott selbst ein anderes Blatt in der Geschichte aufrollt, und ich im Verein mit meinem König und mit meiner Verfassung mich gedrungen sehen werde, dem höhern Willen mich zu beugen, wenn mir dessen Erfüllung auch eben so schwer fallen sollte, als es mir schwer geworden ist, von meinem alten Königthum, das ich mit der Muttermilch eingesogen hatte, das zu meinem Fleisch und Blut geworden war, zum Konstitutionalismus überzugehen.

Zweites Gespräch.

Vom falschen Konstitutionalismus.

Rantzau.

Dies ist für mich die Hauptsache im konstitutionellen Wesen, daß es einen Fortschritt in der Entwickelung des Menschengeschlechts bezeichnet, und daß letzteres vermittelst des konstitutionellen Staats seinem Endziel, der Verwirklichung der Humanität und Aufklärung, um einen Schritt näher geführt wird. Die alten, den Weg zu diesem Ziel verdunkelnden Mächte, namentlich das Kirchen- und Pfaffenthum, müssen dem Lichte, das der Fortbildung des socialen Wesens entströmt, weichen und in die Nacht zurückgehen, wohin sie gehören. Dem aufblühenden Geschlecht wird ein Katechismus der wahren Freiheit

verkündet, und das Volk hört auf, blind zu gehorchen; es beginnt zu denken und zu prüfen.

Wittmann.

Ihnen erscheinen also Humanität, Fortschritt und Aufklärung nur Früchte des Verfassungswesens allein?

Rantzau.

Kann ich mich nicht zum Beweise auf Frankreich, Spanien, Portugal u. a. berufen? Und hat es nicht auch bei uns begonnen, mächtig zu tagen, seit wir den Uebergang vom Absolutismus zum Konstitutionalismus gemacht? Nur durch letztern gelangt das Volk zur Mündigkeit; es kann sich sein Geschick selbst machen helfen.

Wittmann.

Sie mischen, nach meiner Ansicht, das Gute und das Ueble, welches durch den Konstitutionalismus oder mit ihm gekommen ist, seltsam durcheinander.

Rantzau.

Ich wüßte doch nicht, was er Uebles könne gebracht haben.

Wittmann.

Ich meine, wenn er das ist, wofür Sie ihn zu halten scheinen, könne er nur Uebles bringen.

Rantzau.

Wie so? Er ist gerade ein Fels, an dem alle Uebel scheitern sollen.

Wittmann.

Ich hatte Ihren Gedanken errathen. Ihnen ist der Konstitutionalismus ein Universalmittel gegen alle Uebel, und eben von diesem Standpunkt aus betrachtet, glaube ich, daß er nur noch mehr Uebel bringe, als vor ihm schon da waren.

Rantzau.

Das ist mir nicht begreiflich.

Wittmann.

Ich will es Ihnen an einem Beispiel klar machen. Hat man lange an einer Krankheit gelitten, und es wird einem die bestimmte Hoffnung gemacht, man werde an dieser oder jener bewährten Kur gesunden, so vergißt man das Erlittene gern. Hat man nun die Kur gebraucht, und Zeit und Geld daran verschwendet, ohne daß man das Uebel gehoben fühlt,

so wird man mißmuthiger, denn zuvor, und doppelt empfindet man das Uebel, in der gewonnenen Kenntniß von seiner Unheilbarkeit.

Rantzau.

Ich dächte aber gerade, daß, wenn die menschliche Gesellschaft stets der Stimme der Vernunft und den Forderungen des Fortschritts folgte, der Uebel immer weniger werden müßten.

Wittmann.

Ohne Zweifel. Dennoch aber ist der Staat nicht omnipotent; er kann nur die geringeren Uebel heilen, die er selbst verschuldet hat, nicht aber diejenigen, deren Entstehung außer seinem Bereich liegt, weil sie in der, dem Menschengeschlecht immanenten Unvollkommenheit ihren Ursprung und ihr bleibendes Dasein finden.

Rantzau.

Ich bestreite der Unvollkommenheit des Geschlechts, deren Dasein ich anerkenne, die Eigenschaft der Immanenz.

Wittmann.

Sie meinen also, es sei die Aufgabe des Staats, das goldne Zeitalter zu verwirklichen?

Rantzau.

Ich meine, der Mensch solle durch den Staat immer freier werden, d. h. seine ganze Kraft, physische wie geistige, ungestört darauf verwenden dürfen, das Loos der Gesellschaft immer mehr zu verbessern. Zu dieser Freiheit soll der Staat die Mittel gewähren; dann wird allerdings endlich jener Zustand eintreten, den man meinetwegen das goldne Zeitalter nennen mag.

Wittmann.

In welchem dann alle feindselige Gewalt, die die Natur über den Menschen übt, aufgehoben, Gleichheit der Güter eingeführt, und der Tod aus der Welt geschafft sein wird.

Rantzau.

Sie gehen zu weit; die Uebel, die Sie eben andeuten, sind freilich durchaus nothwendige.

Wittmann.

In die man sich also fügen muß, trotz aller Verfassungen.

Rantzau.

Allerdings.

Wittmann.

Dann ist aber auch eine Staatsverfassung kein Universalheilmittel, und man sollte sich hüten, auf sie alles Vertrauen zu setzen, sondern vielmehr trauern, wenn die geistige Thätigkeit ganz von den politischen Fragen absorbirt, und in der Fähigkeit zur Würdigung derjenigen Güter geschwächt wird, deren Besitz allein die stets verbleibende Unvollkommenheit des Daseins ertragen lehrt.

Rantzau.

Die Resignation in das Unvermeidliche ist allerdings eine große Wohlthat, welche aber dem Volk durch Vernunft und Aufklärung zu Theil werden kann. Und somit sprechen Sie gerade recht zu Gunsten der Omnipotenz des Staats. Das Volk erkennt am Ende, daß die Verfassung nicht alle Uebel aufhebe, und so lernt es sich resigniren, ohne seine Zuflucht zu den Nebeln des Jenseits nehmen zu müssen.

Wittmann.

Sie wollen also, mit einem Wort, die Verfassung zu einem symbolischen Buche der Religion des Diesseits stempeln?

Rantzau.

Nicht so ganz und gar; Jeder mag nebenbei nach seiner Façon selig werden dürfen. Ich will nur, daß wir Alle, die wir einmal für jetzt auf diese sublunarische Welt angewiesen sind, unserer Thätigkeit vor Allem eine praktische Richtung geben, und sie zur Verbesserung unserer socialen Verhältnisse verwenden. Diese Thätigkeit muß in der strengsten Gesetzlichkeit ihre Basis haben, und mithin müssen die Gesetze des Staats, namentlich sein Grundgesetz, unsere höchste Richtschnur bleiben, und in ihren Rudimenten, statt so mancher anderer nutzloser Dinge, schon den Schulkindern beigebracht werden.

Wittmann.

Und das Motiv, welches uns bestimmen soll, diese Richtschnur anzuerkennen, ist die Vernunft, nicht wahr?

Rantzau.

Ohne Zweifel.

Wittmann.

Wenn nun aber die Vernunft, sei es in den höchsten, sei es in den niedrigsten Schichten der Gesellschaft, aus Gründen einer höheren Staatsraison,

oder aus Motiven des Egoismus, für gerathen fände, die Staatsgesetze, namentlich das Grundgesetz, nicht streng zu beobachten, dann müßte Ihnen doch Ihr Motiv, welches uns allein bestimmen soll, verdächtig werden, und Sie könnten nichts dagegen einwenden, wenn der Gesetzesübertreter sich zu seiner Rechtfertigung auf seine individuelle speciellere Vernunft beriefe.

Rantzau.

Es wäre dann immer noch auf das moralische Gesetz zu verweisen.

Wittmann.

Welches Sie also anscheinend mit der Vernunft nicht identificiren.

Rantzau.

Ich möchte allerdings das moralische Gefühl als eine höhere Vernunft bezeichnen, deren Anforderungen im Konflikte mit der bloß praktischen Vernunft der Vorzug zu geben ist.

Wittmann.

Und deren Anforderungen nimmer täuschen können, weil die Grundzüge des moralischen Gefühls in jedem Menschen dieselben sind, und nicht in der Weise

von einander differiren, wie dies mit der gewöhnlichen Vernunft bei verschiedenen Menschen der Fall ist.

Rantzau.

Wenn ich dies auch zugebe, so haben Sie doch wenig gewonnen, denn immer bleibt doch die Vernunft, wenn auch in höher potenzirter Weise, unsere Richtschnur.

Wittmann.

Aber doch eine viel bindendere, weil sie die Stimme des Gewissens ist. Dieses allgemeine Gottesgesetz müssen Sie also gelten lassen, wenn der Staat mit seinen Gesetzen ein sicheres Fundament haben soll. Sie wollten aber vorhin dem Staat kein anderes Fundament lassen, als in dem Staatsgesetze selber liegt.

Rantzau.

Ich habe Ihnen ja schon das Gewissen zugegeben.

Wittmann.

Dann wird also doch der Konstitutionalismus nur Bestand haben, wenn ihm bereits eine höhere Verfassung, die vor der jeweiligen Entwickelungs-Periode vorhanden war, zum Grunde liegt. Mit

andern Worten, nur um Gottes und des Gewissens Willen wird das weltliche Gesetz wirklich geachtet werden.

Rantzau.

Mag das sein; aber um so weniger dürfen dann noch andere Mächte existiren, welche die Gewissen zwingen.

Wittmann.

Meinen Sie, daß das Gewissen auch einer Ausbildung fähig sei?

Rantzau.

Gewiß, denn es ist eine geistige Kraft des Menschen.

Wittmann.

Wenn nun ein nothwendiges Bedürfniß Institute zur Gewissensausbildung erzeugt hat, halten Sie es dann für einen Fortschritt, wenn dieselben an Geltung verlieren, und Kirchen- und Lehrerthum in den Staat aufgehen?

Rantzau.

Ich würde es für einen Fortschritt halten, wenn der Staat auch die sittliche Ausbildung der Individuen allein übernähme.

Wittmann.

Von der sittlichen Ausbildung ist aber die religiöse untrennbar; letztere aber hat, nach Ihrer Ansicht, der Staat zu ignoriren. Sie müssen also die religiöse und die sittliche Ausbildung einer andern Macht überlassen.

Rantzau.

Welche dem Staat feindselig gegenüber treten kann.

Wittmann.

Das ist wohl mit dem Wesen einer Macht, welche Religion und Sitte handhabt, nicht zu vereinen. Allerdings wird sie sich feindselig zeigen gegen solche Elemente, welche ihre Aufgabe hindern, aber gewiß nur zum Besten des Staats, indem solche Elemente sich jeder Autorität, auch der des Staats, gefährlich erweisen.

Rantzau.

Elemente, welche der Staatsautorität gefährlich sind, müssen allerdings vernichtet werden.

Wittmann.

Und zwar am wirksamsten dadurch, daß das heranwachsende Geschlecht in der Achtung der höheren Autorität überhaupt erzogen wird. Dies ist aber

grade die Aufgabe des von Ihnen verschmähten Kirchen- und Pfaffenthums. Schaffen Sie dies aus der Welt, und ich verbürge Ihnen, daß Ihr omnipotenter Staat nicht einen Tag in geordneter Weise dauern wird. Noch ehe die Sonne untergeht, wird das verwais'te Menschengeschlecht Ihre Schöpfung Lügen strafen, und Sie werden erkennen lernen, daß das Sehnen und Schmachten der Kreatur nach den Dingen, die nicht von dieser Welt sind, das kostbarste Erbtheil der Menschheit im Ganzen ist, wenn auch Sie mit der kleinen Minorität, deren Fahne Sie folgen, das Unglück haben, zu den Enterbten zu gehören.

Drittes Gespräch.

Vom Verfassungseid der Staatsbeamten.

Waller.

So lange unser konstitutionelles Leben nicht einen bestimmten Abschluß gewonnen hat, sind wir arme Staatsbeamte doch recht übel daran.

Franz.

Das sehe ich nicht ein. Es scheint mir, niemand würde von den politischen Schwankungen weniger berührt, als wir; wir müßten uns denn selbst freiwillig in Gefahren begeben, die wir vermeiden können.

Waller.

Ach, wir werden ja gerade gegen unser bestes Wollen in Gefahren verwickelt.

Franz.

Ich wüßte nicht, wie.

Waller.

Nicht erwähnen will ich die Kollisionen, in die wir als Mitglieder der Kammern gerathen können; denn es steht uns ja frei, uns von letzteren fern zu halten. Ich habe aber ein Verhältniß im Sinn, in welchem wir uns wahrlich ohne unser Zuthun befinden, ich meine unser Verhältniß zu dem von uns geleisteten Verfassungseide.

Franz.

Was finden Sie Bedenkliches in diesem Verhältniß?

Waller.

Den Widerspruch, in den der Gehorsam, den man von uns als Beamten fordert, mit den Verpflichtungen, die uns als verfassungstreuen Staatsbürgern obliegen, treten kann. Ich wüßte diesen möglichen Widerspruch nicht zu lösen.

Franz.

Nun, steht dabei etwa ein Eid dem andern Eide gegenüber? Keineswegs. Ich bin über diesen

Punkt längst mit mir in's Klare gekommen ohne Gefährdung der Rechte meines Gewissens.

Waller.

In welcher Weise? ich bitte Sie dringend darum, es mir zu sagen. Vergebens habe ich nach dem Schwerte gesucht, welches diesen Knoten zu zerhauen im Stande wäre.

Franz.

Es gibt nichts Einfacheres. Wir sind Beamte, wir haben unsern Diensteid geleistet, lange bevor es eine Verfassung gab.

Waller.

Sie meinen, unser erster Diensteid sei in Kollisionsfällen für uns maaßgebend.

Franz.

Kollisionsfälle existiren für mich gar nicht. Einen ersten Diensteid kenne ich nicht, sondern nur den absoluten Diensteid. Er verpflichtet uns zu unbedingter Treue und Gehorsam gegen den König.

Waller.

Wir haben aber mit dem König die Verfassung beschworen. Sie ist nicht ein Gesetz wie andere Ge-

setze, welchen der Gesetzgeber nicht unterworfen war, vielmehr eine Norm, der beide, König und Volk, sich gebeugt haben. Der König hält sich für verpflichtet, die Verfassung aufrecht zu erhalten, sollten wir nicht dieselbe Verpflichtung haben, und zwar vorzugsweise vor allem Volk, da wir königliche Diener sind? Derselbe König, dem wir früher unsern Diensteid geleistet haben, hat auch den Verfassungseid von uns verlangt. Sind wir nun dem König treu, wenn wir die Verfassung nicht halten?

Franz.

Sie fassen die Sache unrichtig auf. Wir sind im konstitutionellen Staate Organe der verantwortlichen Minister. Wenn von diesen administrative Maaßregeln ausgehen, welche einzelnen Bestimmungen der Verfassung entgegen sind, oder entgegen zu sein scheinen, so haben wir dennoch nur auszuführen, was die Minister verlangen. Nur sie sind den Kammern für etwaige Verfassungsverletzungen verantwortlich, wir nicht.

Waller.

Das größere oder geringere Maaß der Verantwortlichkeit, Menschen gegenüber, möchte doch die

Wichtigkeit eines Eides nicht alteriren. Auf Grund des letzteren bleibt man doch immer Gott, unter dessen Anrufung er geleistet ist, und dem eignen Gewissen verantwortlich. Aber selbst abgesehen hievon, sind wir nicht selbst durch unsern alten Dienstheid, welcher von uns die Aufrechthaltung der Gesetze verlangt, verpflichtet, ebenfalls das hauptsächlichste Gesetz, das Staatsgrundgesetz, aufrecht zu erhalten? Dieser Eid hat sich doch nicht allein nur auf die, zur Zeit seiner Ableistung bestehenden Gesetze bezogen?

Franz.

Auch unser alter Diensteid, wie Sie ihn nennen, hat uns nicht vom Gehorsam entbinden können, wenn wir vielleicht der Ansicht waren, daß ministerielle Interpretationen eines Gesetzes dessen Geiste nicht entsprachen.

Waller.

Ich will Ihnen dies zugeben; aber jedenfalls galt dieser Eid dem Könige, als dem damaligen alleinigen Faktor der Gesetzgebung, und wir konnten annehmen, daß die Interpretationen des, dem König verantwortlichen Ministers selbstredend mit Allerhöchster Zustimmung gegeben wurden.

Franz.

Ganz recht, und so ist's noch immer. Wenn der Minister die Verfassung interpretirt, müssen wir dasselbe voraussetzen. Unser Diensteid hat in dieser Hinsicht keine Aenderung erlitten.

Waller.

Sie beachten aber nicht, daß jetzt der Verfassungseid das Supplement oder vielmehr die zweite Hälfte unsers ganzen Diensteides ist. Der König ist nicht mehr der alleinige Faktor der Gesetzgebung. Wenn wir also jetzt dem König und der Verfassung schwören, so schwören wir dadurch erst der gesammten gesetzgebenden Gewalt. Wir schwören zugleich, die Gesetze zu halten, die vom König und von den Kammern emaniren.

Franz.

Aber auch diese Gesetze werden ja vom König und in seinem Auftrage von den Ministern ausgeführt; in Bezug auf die Art der Ausführung aber haben wir nur zu gehorchen.

Waller.

Wenn auch die Art und Weise der Ausführung verfassungsmäßige Bestimmungen verletzen sollte?

Franz.

Ist Ihnen eine geordnete Regierung denkbar, deren ausführende Unter-Organe das Recht in Anspruch nehmen, nach Umständen, ihrem individuellen Ermessen zufolge, gegen die von oben vorgeschriebene Art und Weise der Ausführung der Gesetze zu protestiren?

Waller.

Ich stimme Ihnen darin durchaus bei, daß unter dieser Voraussetzung die ministerielle Regierungsgewalt gelähmt wäre. Andererseits aber, welche Bedeutung behält dann noch unser Verfassungseid, dessen Ableistung man Anfangs doch für so wichtig hielt, daß Beamte, die ihn zu leisten Anstand nahmen, sehr mißliebig wurden?

Franz.

Ich gestehe Ihnen, daß ich selbst in der von uns geschehenen Eidesleistung auf die Verfassung keine große Bedeutung finde.

Waller.

Sollte man dann nicht im gesetzlichen Wege die Beamten lieber ganz davon zu entbinden, und, um uns aller, in materieller Beziehung verderblicher Ge-

wissenskollisionen zu entheben, unseren Diensteid jetzt in anderer Weise zu formuliren suchen?

Franz.

Damit bin ich im Interesse der zarteren Gewissen ganz einverstanden.

Waller.

Meinen Sie nicht ferner auch, daß zum Besten des Staats unser Stand alsdann in der allgemeinen Achtung sehr gewinnen würde, sowohl nach unten als nach oben hin?

Franz.

Wie so dieses?

Waller.

Ich meine, wenn das Volk zur Einsicht gelangt, daß Beamte, welche die Verfassung beschworen haben, ohne Scrupel und Bedenken ausführen, was man etwa Verfassungs w i d r i g e s von ihnen verlangt, so müßten solche Beamte am Zutrauen derer, deren Angelegenheiten sie besorgen, Eintrag leiden.

Franz.

Es ist wohl wahr, dergleichen macht einen unangenehmen Eindruck.

Waller.

Ferner, sollte man höhern Orts nicht wohl einmal die Frage erwogen haben, in welcher Weise solche Beamte, welche über ihren Verfassungseid, die eine Hälfte ihres ganzen Diensteides, ohne Schwierigkeit hinweg kommen, sich wohl verhalten möchten, wenn unter anderen Umständen ihnen die Versuchung nahe trete, zur Vermeidung materiellen Schadens, auch die andere Hälfte ihres Eides, die dem Könige gilt, zu verletzen?

Franz.

Mich dünkt, daß Beamte, die man im Gehorsam erprobt und zuverlässig findet, nie verdächtig erscheinen können.

Waller.

Man kann aber dem Einzelnen nicht ansehen, ob er, wenn auch innerlich widerstrebend, aus Besorgniß, seine Existenz auf's Spiel zu setzen, gehorsam ist, oder aus Liebe und Ueberzeugung. Man weiß also, so lange das Dilemma bestehen bleibt, eben nicht, was man am Einzelnen eigentlich hat, und man setzt sehr Viele der Versuchung aus, ihr Gewissen dem materiellen Wohl zu opfern.

Das ist nicht gut, denn nur ein untrüglich ehrenhafter, charakterfester und treuer Beamtenstand zeugt von der Gesundheit des Staats.

Franz.

Ich stimme Ihnen hierin bei, und bedaure es auch, daß man Männer, die ihres Gewissens wegen ihre Bedenken gegen Maaßregeln, die ihnen als Verfassungsverletzungen erscheinen, laut werden ließen, strenge behandelt, und so unbedingt diejenigen für die Besseren gehalten hat, die trotz alles äußerlichen Gehorsams vielleicht doch viel gewissenloser waren.

Waller.

Solchen Unannehmlichkeiten kann man aber entgehen, wenn man unsere Stellung in der Art modificirt, daß wir außer allen Beziehungen zu politischen Fragen gestellt werden. Wenn dies geschähe, dann würde das Maaß der uns inwohnenden Treue und des uns beseelenden Gehorsams, ohne Vorbehalt den Grad der Achtung bestimmen, der wir uns dann nach oben und nach unten hin erfreuten.

Viertes Gespräch.

Von der Schwärmerei.

Grünhagen.

Haben Sie schon die neuen Gespräche aus der Gegenwart gelesen?

Rantzau.

Leider, ja!

Grünhagen.

Warum leider?

Rantzau.

Weil es mich immer schmerzlich berührt, wenn ich sehe, wie ein mit unverkennbarer Denkkraft begabter Mann, wie der Verfasser jener Gespräche ist, an so bedeutenden inneren Disharmonien leidet.

Grünhagen.

Ich kann mir denken, wo Sie hinaus wollen; doch wäre mir eine nähere Erklärung lieb.

Rantzau.

Nun, um es kurz zu sagen, was hilft alle Vernunft, wenn man sie nicht auf allen geistigen Gebieten anwendet? Nicht nur zur Aufklärung der Staatsverhältnisse soll ihr Licht dienen, sondern auch zur Beleuchtung der viel dunkleren Regionen des Kirchenthums. Wer sich aber nach der einen Seite hin die Augen offen hält, nach der andern Seite hin dagegen verschließt, und sich von unklaren Gefühlen bemeistern läßt, den nenne ich, trotz aller seiner Vernunft, einen Schwärmer.

Grünhagen.

Diesen Vorwurf der Schwärmerei muß ich mir dann freilich auch gefallen lassen, da ich mit dem Verfasser der Gespräche auf demselben kirchlichen Boden stehe.

Rantzau.

Ich kann den Vorwurf nicht zurücknehmen, sondern dann nur weiter ausdehnen, indem ich es zugleich bedaure, Leute, wie Sie und den Verfasser

der Gespräche von diesem Vorwurf nicht freisprechen zu können.

Grünhagen.

Also, um ohne Umschweife Ihnen entgegen zu kommen, behandeln Sie nur eine neue Variation Ihres alten Satzes, daß es Ihnen unbegreiflich, daß ein vernünftiger Mensch Katholik sein könne.

Rantzau.

Ganz recht; das wird mir immer unbegreiflich bleiben. Ehemals tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß die Vernünftigeren unter den Katholiken es mit ihrem Glauben wohl nicht so ernstlich meinten, jedoch aus Gründen socialer Politik demselben äußerlich anzuhangen sich verpflichtet hielten. Aber leider bin ich enttäuscht worden; der Verfasser der Gespräche legt eine so häufig wiederholte Begeisterung für seinen Glauben an den Tag, daß ich nicht umhin kann, anzunehmen, derselbe entspringe bei ihm einer tieferen Ueberzeugung.

Grünhagen.

Und dennoch bleiben Sie bei Ihrem Satz, und nennen in etwas — verzeihen Sie — bequemer Weise, ihn und seine Geistesverwandte Schwärmer, während

sich Ihnen, bei genauerer Reflexion, doch längst eine andere Betrachtung hätte aufdrängen müssen.

Rantzau.

Welche andere Betrachtung?

Grünhagen.

Ich meine, Sie sollten etwa so raisonniren: „Weil so viele vernünftige Menschen wahre Katholiken sind, so muß es doch wohl am Ende mit ihrem Glauben und dessen Verhältniß zur Vernunft eine andere Bewandtniß haben, als ich, — vergeben Sie meiner Freimüthigkeit —, in meiner Unwissenheit bisher gedacht habe.“ Oder meinen Sie, der menschliche Geist könne seine Einheit in der Weise verleugnen, daß er auf dem einen Gebiete die Vernunft völlig gelten zu lassen, auf dem andern Gebiete sie völlig zu negiren auch nur fähig wäre?

Rantzau.

Das werde ich von einem gesund organisirten Geiste, dem in seiner Entwickelung keine Fesseln angelegt werden, nimmer behaupten. Sie aber werden von Jugend auf darauf hingewiesen, die heillosesten Unbegreiflichkeiten für Wahrheiten zu halten, so daß

es Ihnen später kaum mehr möglich wird, Ihre angeborne und anerzogene Schwärmerei zu bemeistern.

Grünhagen.

Ueberall' Ihre Schwärmerei! Und wie wunderbar dieser Vorwurf im Munde eines Organs der rationalistischen Partei, welche uns doch gleichzeitig zum Verbrechen macht, daß wir in einem, ein für alle Mal fixen und fertigen System befangen sind. Ein religiöser Schwärmer ist doch gewiß ein solcher, der nach Dingen sucht, die gar nicht vorhanden sind, der in's Unbestimmte sich verliert, dem jede irdische Gestaltung unvollkommen und sündlich erscheint, der sich mehr für die unsichtbare Kirche, die er nicht erkennen kann, als für die sichtbare, erkennbare interessirt.

Rantzau.

Halt, halt, Sie skizziren ja da leibhaftig unsere Frommen.

Grünhagen.

Vielleicht würde ich noch Sie selber skizziren, Sie und alle, die von der Kirche getrennt sind, wenn ich den Begriff der Schwärmerei Ihnen in noch umfassenderer Weise entwickeln sollte.

Rantzau.

Haha! zuletzt werden Sie mir noch beweisen wollen, daß selbst wir Rationalisten nichts als Schwärmer seien. Das wäre doch zu gewagt.

Grünhagen.

Nicht so sehr, wie Sie denken. Beantworten Sie mir nur die, einem ganz materiellen Gebiet entnommene Frage. Wer läuft in einem, von Feinden durchschwärmten Lande am wenigsten Gefahr, in deren Gewalt zu fallen? Gewiß diejenigen Soldaten, welche in einer uneinnehmbaren, wohlgesicherten Festung sitzen, während diejenigen Mannschaften, welche zum „Schwärmen" ausgesandt, oder im Freien als Posten ausgestellt werden, von Feindesgefahr zumeist bedroht sind.

Rantzau.

Ich gebe Ihnen das zu, aber wo hinaus wollen Sie denn mit Ihrem Beispiele?

Grünhagen.

Jedes Beispiel ist zwar nur hinkend; ich wollte Ihnen aber zunächst nur zeigen, daß, wenn man, wie wir, sich innerhalb des streng abgeschlossenen Gebiets der Kirche befindet, man nicht auf das „Schwärmen"

angewiesen sein könne, und deßhalb auch keine Gefahr laufe, gefangen zu werden. Vielmehr ist, wie den Soldaten innerhalb der Festung, so uns innerhalb des kirchlichen Gebiets, das Schwärmen von vornherein untersagt, weil es uns dem uns angewiesenen Gebiete entfremden würde.

Rantzau.

Wenn ich Ihnen nun auch zugeben wollte, daß Ihr Schwärmen, damit es nicht unkirchlich werde, sich nur auf eine übertriebene Anhänglichkeit an das kirchlich Gegebene, und auf ein strenges Abschließen gegen das Fremdartige beschränken könne, so sehe ich noch nicht ein, wodurch Sie den Vorwurf der schlimmern Schwärmerei, gegen uns gerichtet, begründen wollten.

Grünhagen.

Eben durch den Umstand, daß Sie außerhalb der Festung sich befinden.

Rantzau.

Als wenn es nur eine Festung gäbe, und wir nicht auch Festungen für uns bauen könnten.

Grünhagen.

O ja, wenn es Ihnen möglich wäre, Ihre zersplitterten Kräfte zu solchem Bau zu vereinigen.

Rantzau.

Warum sollten wir Repräsentanten der einen Vernunft uns nicht vereinigen können, wie Sie Repräsentanten des einen Glaubens es thun?

Grünhagen.

Warum haben Sie es noch nicht gethan?

Rantzau.

Weil wir uns noch nicht über die Grundlagen unseres Bau's geeinigt haben. Uebrigens lebt er geistig in unser aller Bewußtsein; nur die entsprechende äußere Form haben wir noch nicht gefunden.

Grünhagen

Wenn nun aber die verschiedenen individuellen Vernunftanschauungen Ihnen solche Einigungen unmöglich machten?

Rantzau.

Mein Lieber, Sie brüsten sich indirekt mit Ihrem realen, handgreiflichen kirchlichen Bauwerk, zu welchem Sie selbst nicht einmal einen Stein gelegt haben. Wir hingegen leben im Ideale, und strengen unsere Kräfte an, es zu realisiren.

Grünhagen.

Schmähen Sie immerhin darüber, daß ich zu meinem Bauwerk keinen Stein gelegt habe; um so weniger bin ich versucht, einen Stein davon zu nehmen. Mein Theurer, man befindet sich geistig und leiblich am wohlsten grade in denjenigen Beziehungen, die man sich nicht selbst geschaffen hat. In diesen nur weht ein paradiesischer Hauch ungetrübter Seligkeit, während diejenigen Beziehungen, welche man sich mit eigner Kraft gegründet hat, wohl eine gewisse Zufriedenheit mit der angewandten Thätigkeit gewähren, immer aber ein Gefühl des Unzureichenden zurücklassen. Haben Sie, bei Ihrer sonstigen Gemüthlichkeit, Sich nicht stets gern den Eindrücken der Natur hingegeben, zu deren Bau Sie doch keinen Stein gelegt. Erinnern Sie sich nicht mit Wehmuth Ihrer Kindheit im elterlichen Hause? Späterhin haben Sie selbstständig gehandelt und gewirkt; ist aber der Genuß der Früchte dieses Wirkens dem Genuß derjenigen Güter gleich zu stellen, welche Ihnen Gottes liebreiche Hand schon in der Wiege spendete? Das herrlichste Geschenk nun empfingen Sie nicht; aber lassen Sie diejenigen, die es empfingen, es eben so nach seinem Werthe schätzen, wie Sie selbst die anderen hohen Güter würdigen,

die Ihnen ohne Ihr Zuthun zu Theil wurden, und verargen Sie es uns nicht, wenn wir so wenig Sehnsucht empfinden, uns erst eine Kirche zu machen, als Sie empfunden hätten, wenn Ihnen zugemuthet worden wäre, ein anderes Vaterhaus aufzusuchen, oder die Berge und Thäler einer fremden Gegend mit entzückenderem Gefühl zu betrachten, als der heimathliche Boden in Ihnen rege macht. Verzeihen Sie diese Abschweifung und lassen Sie mich zur Sache zurückkehren. Erkennen Sie mit aller Ihrer Vernunft nicht, daß Ihr Gebäude ewig in der Luft schweben wird? Sie leben und schwärmen für etwas, was nie war und nie sein wird; wir hingegen leben, und, wenn Sie wollen, schwärmen für etwas, was stets war, stets da ist und da sein wird, und sich einer so vollkommenen Existenz erfreut, daß wir es gar nicht besser haben mögen. Wer von uns beiden ist nun der echte Schwärmer?

Rantzau.

Ich kann mich als solchen noch nicht bekennen. Ich gestehe Ihnen, daß ich zum innern Wohlsein noch nicht gelangt bin; dennoch kann ich Ihnen nicht zugeben, daß die höhere Erkenntniß nicht lediglich eine Errungenschaft der eigenen Kraft sein müsse. Ich bin

mir in meinem Denken stets klar gewesen, und will Alles entfernt wissen, was das Denken von vorn herein hemmt und unklar macht, namentlich also jede äußere Autorität.

Grünhagen.

Wem wollen Sie denn in letzter Instanz vertrauen?

Rantzau.

Mir selbst. Die Gesammtheit meiner eigensten geistigen Errungenschaften ist meine Autorität.

Grünhagen.

Also nimmt Ihre Vernunft doch die Nothwendigkeit irgend einer Autorität an, wenn sie auch nur für Sie allein passen sollte?

Rantzau.

Ja, das ist mir auch durchaus genügend.

Grünhagen.

Dann werden Sie aber doch gestatten, daß unsere Vernunft eine etwas weitherzigere Autorität für nothwendig hält, und zwar schon aus dem einfachen Grunde, weil ja, wenn ich selbst zugeben wollte, Sie und einige Wenige unter Millionen könnten auf dem

von Ihnen bezeichneten Wege zur Wahrheit gelangen, doch dieser Weg für die Mehrzahl, welche darauf angewiesen ist, lediglich auf ihre leibliche Subsistenz bedacht zu sein, ganz unpraktisch sich erweisen möchte.

Rantzau.

Ja, darin stimme ich Ihnen bei; die Masse bedarf einer Autorität; denn zu welchen Abirrungen es führt, wenn der gemeine Mann sich seine religiösen Wege selbst schaffen will, sehen wir ja am besten in Nordamerika, dem Lande des Sektenwesens und der vielgestaltigen Schwärmerei.

Grünhagen.

Es freut mich, zu sehen, daß Sie Ihren Weg nicht als den allgemein gültigen proklamiren wollen. Das beweist mir aber schon, daß er überhaupt ein Irrweg ist. Denn die religiöse Erkenntniß ist ein Gemeingut *aller* Intelligenzen, der hohen und der niederen; sie muß also mit Sicherheit und in gleichem Maaße aus einer gemeinsamen Quelle *Allen* zufließen können. Diese gemeinsame Quelle ist aber, wie Sie selbst anerkennen, die Vernunft nicht, oder vielmehr, Sie sprechen der Masse denjenigen umfas-

senden Vernunftgebrauch, den Sie für sich in Anspruch nehmen, ab.

Rantzau.

Ja, das thue ich, und glaube, daß die Masse in gewisser Beziehung autoritätsgläubig sein müsse. Aber die Autorität, die Ihnen gilt, erkenne ich darum noch nicht als nothwendig für die Masse an.

Grünhagen.

Sie wollen lieber eine halbe, unbestimmte Autorität für die Masse, eine solche, die bei ihrer Unvollkommenheit die Masse wieder auf die Schwärmerei verweist.

Rantzau.

Können Sie etwa nachweisen, daß bei uns zu Lande die bibelgläubige Masse der Schwärmerei verfallen sei?

Grünhagen.

Im Allgemeinen muß man behaupten, daß es schon eine Schwärmerei war, wenn man meinte, außerhalb der Kirche ein festes kirchliches Gebäude aufführen zu können, was doch in der That, trotz allen weltlichen Beistandes, noch nicht möglich gewesen ist. Aber ich will mich einmal in Gedanken auf den Boden der unirten evangelischen Kirche Preußens stellen, welche

mit Hülfe der Staatsgewalt, und bei den Nachtheilen, welche den Protestirenden drohten, das Bild einer äußern Einheit bot. Dennoch aber gaben z. B. die Ausbrüche des alten Lutherthums Zeugniß davon, daß die Autorität nur eine halbe war; sie konnte dem Schwärmergeiste nicht wehren.

Rantzau.

Eben darum war ich auch stets ein Freund der Kirchenfreiheit in dem Sinne, daß jede Kirche so unabhängig vom Staate sein müsse, wie die Ihrige, und daß sie nur mit eigner, ungemischter Autorität herrschen dürfe.

Grünhagen.

Meinen Sie, daß unter dieser Voraussetzung die protestantische Kirche eine wahre Autorität für die Masse sein, und auch gegen die, alsdann von keiner Staatsautorität mehr gehemmten Auswüchse der freien Schriftforschung gesichert bleiben würde?

Rantzau.

Es käme auf den Versuch an.

Grünhagen.

Der doch nur nordamerikanische Erfolge auch in dem Sinne haben möchte, daß viele, der Schwärmerei und

des Sektenwesens müde werdende Gemüther sich nach der echten Autorität, die nur bei uns ist, umsehen würden. Sehen Sie, lieber Rantzau, hiervon sind wir überzeugt, und darum halten wir die wahre Autorität so unerschütterlich fest. Unsere Vernunft sagt uns, daß, um ein kirchliches Gemeindewesen, nicht dem Namen, sondern der That nach, erhalten zu können, eine äußere, sichtbare Autorität da sein müsse; sie sagt uns ferner, daß die Autorität, die wir bekennen, sich stets als genügend bewährt habe; sie sagt uns endlich, daß das Verlassen dieser Autorität auf kürzerm oder längerm Wege zuletzt doch nur zur Schwärmerei führe. Hiernach werden Sie gewiß den, uns kirchlich gesinnten Katholiken gemachten Vorwurf der Schwärmerei ein wenig modificiren.

Rantzau.

Doch nur von der einen Seite, daß ich zugebe, daß, je mehr der Individualismus beschränkt wird, um so weniger Spielraum zur Schwärmerei übrig bleibt. Was aber den Lehrinhalt Ihrer Autorität anlangt, so ist er an und für sich schwärmerisch, weil er in Tiefen und auf Höhen führt, welche, meiner Vernunft wenigstens, unzugänglich sind.

Grünhagen.

Da würden wir auf ein ganz anderes Gebiet gerathen, und ich würde Sie dann vor Allem darauf verweisen können, daß auf protestantischem, nicht rationalistischem Gebiete, ein in den Grundprinzipien eben so unbegreiflicher Lehrinhalt geglaubt wird, ohne daß dieser Glaube, wie bei uns, gestützt ist durch eine starke Autorität.

Rantzau.

Sie würden hiernach mir schon näher stehen, als Ihren gläubigen Glaubensgenossen, da ein durch eine bestimmte Autorität verbürgter Glaube mit den Anforderungen Ihrer Vernunft mehr harmoniren muß, als ein Glaube, der nur in dem gläubigen Individuum selbst seine Stütze findet.

Rantzau.

Ich stehe beiden Theilen gleich fern.

Grünhagen.

Es kann aber anders werden, wenn Sie sich einmal bemühen möchten den Lehrinhalt unserer Autorität nach ihrer innern Vernünftigkeit genau zu erwägen. Ich glaube, dann würde auch der Verdacht der Schwärmerei, insofern Sie ihn in Bezug auf

unser inneres Glaubensleben noch hegen, völlig schwinden.

Rantzau.

Das wäre mir um so lieber, als ich gewisse Persönlichkeiten unter Ihnen, die ich nicht ganz begreife, dann vielleicht mehr verstehen lernen würde.

Grünhagen.

Gebe Gott, daß Sie und alle Ihre Geistesverwandten zu solchem Verständniß gelangten, damit diejenigen Unterschiede schwänden, an welchen unser deutsches Vaterland am meisten gelitten hat, weil sie seiner Einigung am meisten widerstanden.

Fünftes Gespräch.

Von der wahren Kirche.

Ferno.

Da ich Sie noch nicht gesehen, seitdem die Gespräche aus der Gegenwart erschienen, so werden wir heute wohl ein ziemliches Sträußchen mit einander auszufechten haben. Ich habe schon neulich mit unserm Freunde Wittmann ein Gespräch über die bedenkliche politische Richtung gehabt, welche der Verfasser der Gespräche eingeschlagen hat. Was das alte echte Preußenthum von ihm zu erwarten hätte, wenn er je wieder an's Ruder käme, das wissen wir nun zur Genüge. Wittmann freilich, der moderne Konstitutionelle, hat versucht, mich mit pseudo-religiös geschliffenen Waffen zu schla-

gen; wir bewegten uns aber nur auf politischem Gebiete. Ich muß aber gestehen, daß mir des Herrn von Radowitz Angriffe gegen unsere specifische Christlichkeit, gegen unsern gläubigen Protestantismus, der die tiefere Grundlage unsers Preußens ist, noch widerwärtiger sind, als seine Hingabe an den Konstitutionalismus.

Grünhagen.

Sie werden doch, um so mehr, als Sie auf einem Boden stehen, von welchem aus immerhin noch vieles Christliche im Katholicismus anerkannt zu werden pflegt, zugeben müssen, daß Herr von Radowitz von einer echten Christlichkeit, dies Wort auch in Ihrem Sinne genommen, belebt ist.

Ferno.

Ja wohl; ich sage sogar mit meinem Könige: „Herr von Radowitz und ich, wir bekennen denselben Herrn.“ Aber jener Ultramontanismus, der die römisch-katholische Kirche mit der christlichen Kirche überhaupt identificirt, der außer dem römischen Katholicismus keine Christlichkeit anerkennen will, der ist mir zuwider. „*Ubi Christus, ibi ecclesia,*“ so lautet unser Bekenntniß.

Grünhagen.

Dann müssen Sie freilich immer noch erst die Kriterien ausfindig machen, nach welchen zu bestimmen ist, wo Christus sei. Sie wissen, jede Sekte, sei sie auch auf ein Minimum des Glaubens reducirt, behauptet, Christus sei in ihrem Schooße, und zwar in ihrem Schooße allein im wahren Sinne. Sie werden dies aber gewiß nicht zugeben, vielmehr erst diejenigen Grundzüge nachgewiesen verlangen, deren Vorhandensein unzweifelhaft auf Christi Anwesenheit in irgend einer, nach ihm sich nennenden Genossenschaft schließen läßt. Und da, wo Sie diese Grundzüge vorfinden, werden Sie sagen müssen: „*Hic Christus et ecclesia.*“ Da nun aber diese Grundzüge doch keine anderen sein können, als diejenigen, an welchen auch die Kirche erkannt wird, so wird Ihr Satz in seiner Vollständigkeit lauten müssen: „*Ubi ecclesia, ibi Christus et ecclesia,*“ was wir, zur Vermeidung von Wiederholungen, abkürzen in: „*Ubi ecclesia, ibi Christus.*“ Hiernach würde in Bezug auf den eigentlichen Differenzpunkt, der zwischen uns besteht, nämlich in Bezug auf die Lehre von der Kirche, eine wesentliche Schwierigkeit schwinden.

Ferno.

Dies gebe ich nun und nimmermehr zu. Es ist zwar richtig, nicht Alle, die da sagen: „Herr, Herr,“ bekennen ihn darum auch wirklich, aber wiederum jene Grundzüge, von denen Sie reden, und die das Wesen der wahren Kirche bekunden, sind nicht identisch mit den Grundzügen, an denen die römisch-katholische Kirche erkannt wird. Letztere ist nur wahr, in so fern sie auf jenen erstgedachten Grundzügen beruht, und wenn ich daher immerhin auch den Satz: „Ubi Christus, ibi ecclesia,“ modificiren will in: „Ubi *vera* ecclesia, ibi Christus,“ so werde ich doch nimmer, wie Sie, bekennen: „Ubi *ecclesia,* ibi Christus,“ weil Sie unter dieser „*ecclesia*“ eben nur ausschließlich die römisch-katholische verstehen.

Grünhagen.

Und Sie verstehen unter Ihrer „vera ecclesia“ die protestantische. Da sind wir freilich wieder weit auseinander.

Ferno.

Sagen Sie lieber die „evangelische;“ andern Falls würden Sie mir den beliebten Einwand machen, daß meine Kirche erst dreihundert Jahre alt sei.

Grünhagen.

Glauben Sie das nicht von mir; halten Sie mich für etwas besser unterrichtet in Ihren theologischen Auffassungen. Sie würden mich ja, wenn ich jenen Einwand machte, gleich darauf hinweisen, daß der Protest gegen die katholische Kirche sich zurück ziehe bis in das erste Jahrhundert, daß der Protestantismus schon in den Sekten des Ebion und Marcion seine Vertreter finde.

Ferno.

Gott behüte uns vor solcher Gemeinschaft; ich muß nochmals besonderen Nachdruck darauf legen, daß meine Kirche den Charakter der „evangelischen“ hat. Allerdings in manchen Sekten der vorreformatorischen Zeit ist dieser Charakter schon hervorgetreten, aber daß jede Sekte, welche gegen Ihre Kirche protestirt hat, schon deshalb eine „evangelische“ gewesen, nimmer behaupte ich das.

Grünhagen.

Nun, wie hat sich denn Ihre „vera ecclesia“ von jeher als solche bekundet? Wenn sie identisch mit Ihrer „evangelischen“ ist, dann muß sie schon mit den Aposteln angefangen und bis heute bestanden haben.

Ferno.

Ganz gewiß behaupte ich nicht nur die Identität der wahren Kirche mit der evangelischen, sondern auch ihren Bestand von der Apostelzeit ab bis heute. Nur bestreite ich, daß diese wahre Kirche überhaupt als eine sichtbare in Ihrem Sinne zu erfassen sei, noch auch, daß die äußere Erscheinung der evangelischen Kirche der Idee der wahren Kirche immer und überall entsprochen habe; denn andern Falls möchten sie mir einwerfen, daß Luther ein dauerhafteres Werk begründet habe, als der Herr selber und seine Apostel. Meine Idee ist aber die, daß die evangelische Kirche schon von der Apostelzeit an, wenn auch im weiteren Verlauf der Jahrhunderte bis zur Reformation hin, meist in gebundenem Zustande, vorhanden gewesen sei, daß sie alsdann zwar, von unchristlicher Umhüllung befreit, ihren eigenen Boden gesucht, und seitdem stets versucht habe, die Idee Christi immer reiner in sich darzustellen, und die wahre Kirche zu realisiren, daß es ihr aber, wegen des ihr inwohnenden Menschlichen, also Sündlichen und Irrthümlichen, wovon auf Erden nichts frei sein kann, noch nicht gelungen sei, und auch wohl, da sie auf dieser Welt stets eine Streitende bleibt, ihr nicht gelingen werde, je-

mals mit der wahren Kirche sich völlig zu identificiren. Nichts desto weniger bleibe ich bei dem, was ich vorhin sagte, daß die wahre Kirche und die evangelische, letztere in ihrer Vollendung ausgeprägt gedacht, eins und dasselbe seien.

Grünhagen.

Ihre wahre Kirche bleibt also immer nur eine Idee, und wird nimmer eine Realität.

Ferno.

Diese Ansicht bildet gerade einen Vorzug unsers Glaubens, indem sie uns zu immer größerer Thätigkeit antreibt, der Idee des Herrn näher zu kommen.

Grünhagen.

Ich abstrahire davon, ob diese Ansicht schriftgemäß sei, und ob nicht der bloß symbolische und darum unvollkommene alte Bund seine reale Erfüllung im neuen Bunde finden mußte. Ich frage Sie aber nur, ob Ihre Ansicht für das sehnsuchtsvolle Menschenherz genügend, und namentlich für die „Kleinen und Unmündigen", zu welchen zu gehören, ich mich mit Freuden bemühe, befriedigend sei. Mir erscheint sie sehr künstlich und complicirt, nicht einfach

und natürlich. Ich bezweifle auch, daß Ihre Reformatoren sie schon in demselben Sinne gehegt haben sollten.

Ferno.

Auch sie waren nicht frei von Sünde und Menschlichkeit.

Grünhagen.

Mein lieber Ferno, ich habe nie bezweifelt, daß auch die Glieder unserer Hierarchie Menschen und Sünder waren, kann es aber nimmer mit dem Plane Gottes vereinbar finden, daß auch die vom Herrn und seinen Aposteln gepflanzte Kirche in Bezug auf ihre Lehre und Heilsspendung wiederum in Irrthum und Sünde verfallen konnte.

Ferno.

Und dennoch ist dies in reichem Maaße geschehen.

Grünhagen.

Verwechseln Sie nicht den Mißbrauch, den Einige mit dem Heiligen getrieben, mit der Lehre und der Heilsspendung der Kirche selbst. Halten Sie aber dies fest, und das müssen Sie ja festhalten, daß der Herr Mensch geworden, um eine Erlösungsanstalt zu gründen, um deren Wohlthat allen Menschen zuzu-

wenden, um sie zu ihrem ewigen Heil von Irrthum und Sünde zu befreien. War nun in dieser Anstalt selbst wieder in Bezug auf ihre Lehre und Heilsspendung der Keim zur Sünde und zum Irrthum vorhanden, so nahm ja der Herr mit der andern Hand wieder weg, was er mit der einen Hand gegeben. Wie konnte diese Anstalt dann ihren Zweck erfüllen?

Ferno.

Leider hat sie, wenn ich unter dieser Anstalt die ursprüngliche, äußerlich gesetzte Kirche verstehe, ihren Zweck während der Zeit ihres Verderbnisses, auch nur sehr unvollkommen erfüllt. Um so größer war die Wohlthat der Reformation.

Grünhagen.

Und Sie meinen wirklich, daß der Herr, der die angebliche Verderbniß in Ihrem Sinne vorausgesehen, der Kirche aber die feierliche Verheißung seiner Gegenwart bis an das Ende der Tage gegeben hatte, nicht schon von Anfang an solche Vorkehrungen getroffen haben sollte, welche es unmöglich machten, daß das Werk der Erlösung an den Einzelnen nicht in Wirksamkeit trat, mit andern Worten, daß seine Lehre und Heilsspendung unverfälscht blieb?

Ferno.

Der Herr wäre gewiß bei der Kirche geblieben, wenn sie ihn nicht zuerst verlassen hätte. Ich rede, wie Sie merken, immer nur von Ihrer römisch-katholischen Kirche.

Grünhagen.

Dann sagen Sie mir nur näher, zu welcher Zeit diese den Herrn verlassen hat?

Ferno.

Vielleicht zum Theil schon im ersten Jahrhundert; denn ich weiß sehr wohl, daß manche Ihrer verderblichen Lehren schon in jenem Zeitpunkt ihre Wurzel finden.

Grünhagen.

Konsequenter Weise kämen Sie zu der Ansicht, daß die Trennung zwischen der Kirche und dem Herrn schon zur Zeit der Apostel stattgehabt, da deren Schüler, die ersten Kirchenväter sich in Bezug auf manches Ihnen verwerflich dünkende auf das, aus dem Munde der Apostel Vernommene berufen. Dann freilich war die Verheißung des Herrn nicht lange wirksam, aber dann haben Sie auch wenig Garantien für Ihre evangelischen Auffassungen.

Ferno.

Sie hätten Recht, wenn ich überhaupt meinte, daß die Verheißung des Herrn der ursprünglich äußerlich sichtbaren Kirche gegolten. Sie galt aber nicht einem bestimmten, handgreiflichen corpus, sondern nur den wahren Christen, die damals, wie zu allen Zeiten vorhanden waren.

Grünhagen.

Wer gab diesen aber die Bürgschaft und das Zeugniß, daß sie im rechten Bekenntniß standen?

Ferno.

Der Geist, der ihnen gegeben war, und der noch heut allen wahren Bekennern gegeben ist.

Grünhagen.

Und, füge ich hinzu, auch von allen denen in Anspruch genommen wird, die ihre selbstgemachte Lehre für wahr anpreisen.

Ferno.

„Ein jeglicher Geist, der nicht bekennt, daß Christus in's Fleisch gekommen, ist nicht von Gott,“ sagt die Schrift.

Grünhagen.

Wohl denn; dieser Ausspruch giebt Zeugniß, daß

die römisch-katholische Kirche stets von Gott gewesen; denn dies ist ihr Grundbekenntniß, daß, als die Zeit erfüllet war, der ewige Logos Fleisch geworden.

Ferno.

Und das ist auch mein Grundbekenntniß.

Grünhagen.

Aber im ersten Anfang deshalb, weil es Ihnen von außen her gelehrt worden ist. Wären Sie unter Chinesen oder Hottentotten aufgewachsen, nimmer hätte es Ihnen der Geist unmittelbar bezeugt, wenn nicht zuerst das christliche Lehramt zu Ihnen gekommen wäre. Und dieses Lehramt sollte nicht zu allen Zeiten diese Grundwahrheit verkündigt haben?

Ferno.

Was wollen Sie damit für Sich beweisen? Denn, wenn ich Ihnen auch die Nothwendigkeit des Lehramts zugebe, so ist es doch nicht das katholische gewesen, von dem ich diese Grundwahrheit empfangen.

Grünhagen.

Das bleibt sich gleich; statuiren Sie überhaupt die Nothwendigkeit des, gewiß sichtbaren Lehramts, um mit Sicherheit in Besitz der Heilslehre zu gelan-

gen, so müssen Sie ja auch statuiren, daß jedes andre Mittel zur Erreichung dieses Zwecks, unzulänglich sei.

Ferno.

Was sollte ich dagegen einwenden? „Wer die Kirche nicht hört, sei euch wie ein Zöllner oder Heide“ sagt die Schrift. Aber ausschließlich an die katholische Kirche ist das wahre Lehramt darum noch nicht gebunden.

Grünhagen.

Sollte es aber nicht von göttlicher Weisheit zeugen, wenn das wahre ursprüngliche, äußerlich erkennbare Lehramt auch beständig mit der ursprünglichen, äußerlich erkennbaren Kirche verbunden geblieben wäre, damit es dem irrenden, außerhalb des Christenthum's stehenden, nach Wahrheit verlangendem Menschengeiste durch ein äußeres untrügliches Kennzeichen seiner Legitimität eine sichere Zuflucht gewähren konnte? Denn, wenn ich auch anerkenne, daß auch ein, außerhalb der katholischen Kirche constituirtes Lehramt christliche Grundwahrheiten verkünden könne, so wird doch der forschende Geist nach dem Ursprung dieses Lehramts fragen, eine äußere Legitimation von ihm verlangen. Wie beruhigend aber für ein unbefangenes

Gemüth, wenn ihm auf seinen Irrwegen ein Lehramt begegnet, welches ein zweitausendjähriges, unzerbrochenes Siegel an der Stirn trägt.

Ferno.

Immer nur eine äußere Legitimation; die innere genügt mir, und ist mehr werth.

Grünhagen.

Auf diese letztere kann sich aber, eben weil sie der untrüglichen Merkmale entbehrt, jeder Irr- und Schwärmergeist zu Gunsten seiner Lehre berufen, und welche Autorität ist dann entscheidend? Darum bleibe ich fest dabei, für unser gefallenes, auf den Wogen des Zweifels und der Ungewißheit beständig hin und her treibendes Geschlecht konnte nur dadurch genügend gesorgt werden, daß zum Lehramt eine, allen Stürmen trotzende, felsenfeste auch dem blödesten Auge erkennbare Autorität hingestellt wurde. —

Ferno.

Welche so ausschließlich im Besitz der reinen Lehre und unverfälschten Heilsspendung zu sein behauptet, daß jeder, welcher außerhalb des Bereichs dieser Au-

torität mit treuem Glauben an den Sohn Gottes hält, dennoch von letzerem desavouirt wird, keinen Antheil an ihm gewinnt, und in gefährlicher, seelenverderblicher Selbsttäuschung befangen bleibt, wenn er sich im Bewußtsein seiner Gemeinschaft mit dem Herrn auch noch so selig fühlt. Nicht wahr so lehren und glauben Sie?

Grünhagen.

Lieber Ferno, zwingt uns einmal die Vernunft dazu, anzunehmen, daß Christus nur eine Kirche gestiftet haben könne, und daß er eine unauflösliche Ehe mit dieser einen geschlossen haben müsse, daß also auch nur diese im vollen, sicheren Besitze seiner, und seiner Mitgift sein werde, so wäre es von uns unvernünftig und frevelhaft, zu meinen, daß er sich noch mit einer andern, neben, außer und nach der ursprünglichen Kirche, seiner unsterblichen Braut, gebornen, mit dieser im Widerspruch stehenden Kirche, vermählt haben könne. Dies ist so klar, daß Sie ja selbst annehmen, daß Christus eben nur Ihrer einen, unsichtbaren Kirche Herr sei. Aber, dies glauben wir sicherlich, auch denen, die außerhalb der Kirche den Herrn aufrichtig suchen, wird er sich nahen, so weit ihm dies selber außerhalb seiner Kirche nur immer

möglich ist. Und zwar als Freund wird er ihnen gewiß zur Seite stehen, da der treueste Bräutigam selbst, ohne die Rechte seiner Braut zu verletzen, innig geliebte Freunde und Freundinnen haben kann. Aber gleich wie ein solcher Bräutigam die totale Hingabe seines Wesens nur seiner Braut, die eins mit ihm werden soll, vorbehalten darf, so hat sich der Herr auch nur der einen Kirche in diesem Sinne verloben können. Und somit sage ich Ihnen schließlich, Sie und alle treue Anhänger des Herrn, empfangen auch außerhalb der Kirche viele Freundschafts-Beweise von ihm; denn stellte ich dies in Abrede, so könnten Sie gegen mich, zum Zeugniß, daß auch Ihre Gemeinschaft vom Herrn gestiftet sei, Sich darauf berufen, daß Sie ja unzweifelhaft in Ihrem Herzen erfahren, wie nahe er Ihnen getreten, so oft Sie ihn gesucht. Aber auf die volle Hingabe des Herrn können Sie nicht hoffen; davon zeugen die vielen Sehnsuchtsrufe, die wir aus der Mitte Ihrer Gemeinschaft vernehmen, Sehnsuchtsrufe, die uns ewig fremd bleiben. Aber zumeist zeugen davon die Bekenntnisse derjenigen Seelen, welche erst Ihnen, später aber uns ganz angehört, und am sichersten an sich selbst erfahren haben, wie unendlich die Liebe des Freundes

von der Liebe des Bräutigam's übertroffen wird. Mögen auch Sie und alle die Ihrigen, die guten Willens sind, die Brücke von der unvollkommenen zur vollkommenen Liebe finden.

Sechstes Gespräch.

Vom Verhältniß der Kirche zum Staat.

Ferno.

Nach unserm neulichen Gespräch über das Wesen der Kirche kann ich mir unmöglich denken, daß Sie durchgängig verfassungsfreundlich gesonnen seien.

Grünhagen.

Das bin ich doch durch und durch; denn gerade die katholische Kirche kann ja der Verfassung nicht dankbar genug dafür sein, daß sie ihr endlich zu ihrer Selbstständigkeit verholfen hat.

Ferno.

Von dieser einen Seite betrachtet, kann ich die Dankbarkeit Ihrer Kirche begreifen; aber daß sie der Verfassung auch dafür dankbar sein könne, daß diese

überhaupt Freiheit des religiösen Bekenntnisses gewährt hat, scheint mir doch sehr zweifelhaft. Ich muß gestehen, daß mir wenigstens mit Bezug auf meine evangelische Kirche, deren Selbstständigkeit und daneben die Religionsfreiheit überhaupt, sehr bedenklich erscheinen.

Grünhagen.

Und ich kann Ihnen versichern, daß nach meiner Ueberzeugung, die katholische Kirche der Verfassung sogar sehr dankbar für die gewährte Religionsfreiheit sein müsse.

Ferno.

Wahrlich, in Ihrem Munde nimmt mich dies Wunder. Ist es Ihnen denn ganz gleich, ob der Staat den Charakter eines christlichen beibehält oder nicht?

Grünhagen.

Das ist mir gewiß nicht gleichgültig; ich bin vielmehr davon überzeugt, daß der Staat erst dann ganz und gar seine Aufgabe erfüllen werde, wenn er durch und durch christlich geworden sein wird.

Ferno.

Was doch nur dann geschehen kann, wenn er

entschieden für eine positive christliche Kirche Partei nimmt, und sich in dem Sinne zu ihrem Schutzherrn erklärt, daß jeder Abfall mit empfindlichen bürgerlichen Nachtheilen geahndet wird.

Grünhagen.

Sie wollen also eine rechte Cäsareopapie?

Ferno.

Nicht doch; ich will nicht, daß der Staat die Kirche beherrsche, aber sie kräftig schütze. Ich wundere mich, daß Sie hiemit nicht übereinstimmen, da doch auch Ihre Kirche sich ehemals so energischer Schutzmittel Seitens des Staats erfreut hat. Ich erinnere nur an die Inquisition.

Grünhagen.

Ach, sagen Sie lieber, sie habe solche Schutzmittel sich gefallen lassen müssen, weil sie theils zu Staatszwecken gemißbraucht wurde, theils den Staat vertreten mußte, insoweit dieser noch nicht zu sich gekommen war. Wie gesagt, ich bin der Verfassung dankbar, aber vielleicht wäre es noch besser gewesen, wenn sie die völlige Emancipation der Kirche vom Staat ausgesprochen hätte.

Ferno.

Sehr schön! und daneben unbeschränkte Religionsfreiheit; das wäre dann freilich noch ein Schritt weiter zur völligen Entchristlichung des Staats gewesen.

Grünhagen.

Oder vielleicht das sicherste Mittel zu seiner wahren Christianisirung.

Ferno.

Sie werden mir ganz unverständlich.

Grünhagen.

Ich meine, auf einem kleinen Umwege, aber im Wege der Freiheit würde dann der Staat christlich werden, und christlicher, als er je im Zwangswege war.

Ferno.

Sollte denn die christliche Kirche bestehen können, wenn neben dem schon vorhandenen Hange zum Sektenwesen völlige Freiheit des Glaubens oder vielmehr des Unglaubens gestattet, und die Kirche von keiner Seite her beschützt würde?

Grünhagen.

Die Sektirer und Separatisten fürchte ich nur so lange als sie verfolgt werden, denn als Pseudo-

Märtyrer können sie der Kirche allerdings schaden. Diese aber vertraut den Verheißungen ihres Herrn, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden, und daß nur das von Gott gewollte Werk dauernd bestehen könne. Was hatte die Kirche in ihrem Anfange zu hoffen, da eine ganze Welt ihr entgegen-, und keine irdische Macht ihr zur Seite stand? Ist sie in ihrem Wesen dieselbe geblieben, was sollte sie heut fürchten, wenn auch wieder eine Welt gegen sie wäre? Soll ich voraussetzen, daß Sie von Ihrer Kirche minder würdig denken?

Ferno.

Die evangelische Kirche ist unter andern geschichtlichen Verhältnissen in's Leben getreten. Sie müßte sich erst eine feste Verfassung schaffen, um dann zu versuchen, ob sie auch nach außen hin auf eignen Füßen stehen könne.

Grünhagen.

Nun dann lassen Sie sie sich erst eine Verfassung geben, und demnächst, wenn der Ausdruck nicht zu profan ist, eine freie Koncurrenz der Haupt-Konfessionen, und der bestehenden so wie der noch entstehenden Sekten eröffnen.

Ferno.

Das würde einen babylonischen Wirrwarr abgeben.

Grünhagen.

Ich würde nichts davon fürchten. Die Wahrheit würde endlich doch die Oberhand behalten, und, was das Schönste, sie würde einen unverdächtigen Sieg bei dieser freien Koncurrenz erringen.

Ferno.

Unter „Wahrheit“ verstehen Sie mit andern Worten eben nur die katholische Kirche.

Grünhagen.

Hoffen Sie bei dieser freien Koncurrenz nicht den Sieg für Ihre Kirche?

Ferno.

Ich meine, daß das, was von Staatswegen mit Ernst für die Aufrechterhaltung der Christlichkeit geschehen kann, genügend sein werde.

Grünhagen.

Sie haben meine Frage umgangen; ich meine aber, daß die wahre Christlichkeit nur im Wege der Freiheit, nicht im Wege des Staatszwangs, sich

Bahn brechen werde. Offenbar auch verleugnet der Staat den höheren Beruf derjenigen bestimmten Kirche, die seinen Zwecken dienen soll, wenn er Zwang übt, denn er gibt ihr dadurch zu erkennen, daß er sie für zu schwach halte, um sich selbst helfen zu können.

Ferno.

Ihrer Kirche hat aber doch der Staat das ganze Mittelalter hindurch, beigestanden.

Grünhagen.

Auch in der neuern Zeit da, wo sie allein herrschend war. Eben darum hat sie in ihrer eigentlichen Macht, in Europa wenigstens, den Andersdenkenden gegenüber, sich noch nicht entwickeln können. Ganz frei ist sie sogar noch zu keiner Zeit gewesen, sondern entweder, wie zu Anfang, vom Staat verfolgt, oder, wie späterhin, vom Staat beschützt. Vielleicht aber war der Schutz, den sie Seitens ihrer Freunde genoß, im höheren Sinne gefaßt, eine gefährlichere Verfolgung, als die, welche sie von ihren Feinden erlitt.

Ferno.

Aber auch wieder im höheren Sinne aufgefaßt, ist der Zustand der Verfolgung der Kirche, vielleicht ihr segensreichster.

Grünhagen.

Der Zustand der Verfolgung Seitens der Welt, gewiß, aber nicht der Seitens des Staats. Würde sie nemlich nicht von der Welt verfolgt, so würde sie mir sehr verdächtig sein, aber ihr Bestehen und Emporblühen in der Zeit der Verfolgung Seitens des Staats beweist allein nicht ihre Wahrheit, denn jede Sekte hat auch ihre Märtyrer gehabt. Ihr bester Zustand scheint mir der, in welchem sie ihrer Anhänger gewiß ist.

Ferno.

Wie verstehen Sie das?

Grünhagen.

Ich meine, wenn diejenigen, welche sich zu einer Kirche bekennen, kein Interesse dabei haben können, dies aus irdischen Rücksichten zu thun, und wenn diejenigen, die sich von einer Kirche trennen, hievon ebenfalls weder weltliche Vortheile noch Nachtheile haben, dann könne man sicher sein, daß sämmtliche äußerlich als solche sich bekundende Angehörige einer Kirche, ihr aus reiner, freier Ueberzeugung, mit Leib und Seele anhangen. Unter diesen Voraussetzungen ist eine Kirche ihrer Anhänger gewiß. Ist eine Kirche aber eine sogenannte Staatskirche, so nährt sie nur

Heuchelei und befördert Unchristlichkeit. Aus allen diesen Gründen bin ich für die völlige Emancipation der Kirche vom Staat, und glaube, daß nur durch diese der Staat erst ein recht christlicher werden würde.

Ferno.

Mich dünkt, durch die von Ihnen gewünschte Religionsfreiheit, welche natürlich auch alle Sekten frei schalten ließe, würden unsre herrschenden Kirchen sehr geschwächt werden, und der Staat durch diese unbewachten Sekten in große Gefahren gerathen.

Grünhagen.

Ich sollte meinen, es könnte auch Ihnen, wie mir wenigstens in Bezug auf die katholische Kirche, nur sehr erwünscht sein, wenn alle die, welche nicht mit Leib und Seele Ihrer Kirche angehören, aus ihr heraustraten. Was aber die Sekten betrifft, so waren sie immer nur so lange von Bedeutung, als man mit Angst und Zittern Notiz von ihnen nahm. Sollte aber eine Religionsgesellschaft staatsgefährlich werden, so würde ja dem Staat stets das Strafgesetz zur Seite stehen. Uebrigens hat Nordamerika in seinen staatlichen Verhältnissen von den Sekten noch keine Nachtheile verspürt.

Ferno.

Ich möchte im Interesse der Purgirung unsrer Kirche von ihren abgestorbnen Gliedern, Ihren Emancipationsansichten gern beitreten; aber ich fürchte noch Manches von dem bei uns herrschenden Verfassungs- und Einheitsmangel.

Grünhagen.

Dann bedauere ich zwar, daß Sie zu Ihrer Kirche nicht das Vertrauen haben können, welches ich zu der Meinigen habe, kann aber eben deshalb um so weniger meine Emancipationswünsche aufgeben.

Ferno.

Ich glaub' es Ihnen gern, da Sie in deren Realisirung zugleich unsern Untergang erblicken.

Grünhagen.

Ich kann nur bei dem Wunsch beharren, daß der Staat allein im Wege der Gewissensfreiheit, nicht des Gewissenszwanges christianisirt werde. Sollte sich nun bei dem Bestehen der völligen Freiheit aller Bekenntnisse ergeben, daß trotz dieser allgemeinen Freiheit, das katholische Bekenntniß am meisten an Ausbreitung und Macht gewönne, sich also als vorzugsweise zum Christianisirungs-Organ geeignet erwiese, so würde

ich hierin einen Beweis mehr für die Wahrheit meines Bekenntnisses finden, und gewiß vielen der, außerhalb desselben Stehenden würde seine Wahrheit durch einen so handgreiflichen und unverdächtigen Beweis offenbar werden.

Ferno.

Und auch ich lebe der Hoffnung, daß, wenn es zur völligen Emancipation käme, die evangelische Kirche von ihrem Herrn ganz besonders in Schutz genommen werden würde.

Grünhagen.

Dann dürfen wir beide mit dem Wunsche scheiden, den Tag der Freiheit bald nahen zu sehen; denn dieser allein wird auch dem blödesten Auge klar machen, von welchem Bekenntnisse Gott selber will, daß es von Allen bekannt werde. Denn so viel steht fest, und dies glauben wir beide, daß am ersten Pfingstfeste der Geist von oben nur eine Gemeinschaft gesetzt habe. Diejenige Gemeinschaft aber, welche bei der freien Koncurrenz aller Gemeinschaften die siegende bleibt, kann eben nur die eine vom Geist selber gesetzte sein. Ist aber der Sieg dieser Gemeinschaft einmal, was bisher noch nie geschehen, auf der Arena

der Freiheit errungen, dann werden auch die Besiegten keinen Vorwand mehr haben, sich der Siegerin nicht freiwillig zu unterwerfen, und dann endlich wird ein Hirt und eine Heerde sein.

Siebentes Gespräch.

Von der Hegemonie Preußen's im Interesse der Kirche.

Odenthal.

Wenn ich auch nicht verkennen will, daß, von der rein politischen Seite betrachtet, es im Interesse der materiellen Erstarkung Deutschlands vortheilhafter sein möchte, daß Preußen die Oberherrschaft übte, so gilt mir doch das Interesse der Kirche mehr, und darum bin ich Großdeutscher und werde es bleiben.

Grünhagen.

Ich hoffe, daß mir das Interesse der Kirche nicht minder am Herzen liegt, wie Ihnen, und ich mache Sie darauf aufmerksam, wie eine bedeutende Autorität sich längst darüber motivirt ausgesprochen hat, daß die Kirche von einem protestantischen Kaiserthum nichts zu fürchten habe.

Odenthal.

Ich verstehe sehr wohl, die edle, tolerante Persönlichkeit des Königs von Preußen von dem, gegen den Katholicismns intoleranten stockpreußischen Geiste zu unterscheiden.

Grünhagen.

Meinen Sie denn, daß es diesem Geiste möglich gewesen wäre, Deutschland zu beherrschen, wenn Friedrich Wilhelm der Vierte die Kaiserkrone angenommen hätte, oder, meinen Sie, dieser Geist werde noch von gefährlichem Einfluß sein können, wenn, was Gott gebe, Deutschland noch einst unter Preußen's Primat zur Einheit kehren sollte?

Odenthal.

Ich besorge Alles von dem Einfluß des Staats, dessen Hofphilosophen ihn stets als den Staat der „Intelligenz und des Protestantismus“ geltend gemacht haben.

Grünhagen.

Ich hingegen hoffe Alles nur von Preußen, ich bin sogar, so barok es Ihnen scheinen möchte, der Ueberzeugung, daß es noch Preußens Beruf sein werde, nicht nur die politische, sondern sogar die kirchliche Einheit in Deutschland wieder herzustellen.

Odenthal.

Sie haben Ihren „Hermann von Lehnin“ gründlich studirt. Indessen auf den und seine Ausleger gebe ich nicht viel.

Grünhagen.

Lassen wir das dunkle Gebiet der Prophezeiungen bei Seite, und geben wir klarer, aus inneren Gründen, aus historischer Nothwendigkeit geschöpfter Anschauung Raum.

Odenthal.

Ich bin sehr begierig auf die Entwickelung Ihres Gedankenganges.

Grünhagen.

Erwägen Sie zunächst, daß Preußen konstitutionell geworden ist, daß es die Selbstständigkeit der Haupt-Konfessionen und ihre Gleichberechtigung proklamirt, daß es somit die Idee einer herrschenden Staatskirche aufgegeben, und auch aufgehört hat, sich für den specifisch protestantischen Staat zu halten.

Odenthal.

Der alte katholikenfeindliche Geist wuchert aber immer noch fort, ist besonders noch im Beamtenstande mächtig.

Grünhagen.

Er wird aber ohnmächtig werden, wenn er keine äußere Stütze mehr hat. Die Staatskirche fand eine scheinbar-einheitliche Koncentrirung nur in der Staatsgewalt, in der, durch diese früher gemachten Union. Nichts hat das innere Kirchenthum mehr geschwächt, als gerade diese Union, oder vielmehr, diese fand ihre Wurzel und stützte sich auf den unkenntlich gewordenen Unterschieden zwischen Lutheranern und Reformirten.

Odenthal.

Gut, lassen Sie immerhin die Union verfallen, so treten die früheren Hauptparteien wieder gekräftigter hervor. Die Abneigung gegen uns wird ihre Einheit sein.

Grünhagen.

Sie verkennen durchaus das protestantische Wesen, oder vielmehr Sie wähnen, daß das sporadische Hervortreten des alten Lutherthum's die Aeußerung eines allgemeineren Bewußtsein's sei. Darin irren Sie zuverlässig. Im preußischen Protestantismus kommen die konfessionellen Unterschiede früherer Zeiten, ungeachtet aller Religionsfreiheit, nimmer wieder zur Geltung. Es giebt nur zwei große Unterschiede ganz

andrer Natur, welche die Protestanten scheiden, die Gläubigkeit und der Rationalismus.

Odentahl.

Dann können auch diese beiden Fraktionen noch sehr mächtig gegen uns wirken.

Grünhagen.

Vielleicht dann, wenn sie in sich jemals fertig und abgeschlossen würden. Sie werden aber durch inneren Drang immer weiter zu ihren Extremen hingetrieben.

Odenthal.

Und welches Prognostikon stellen Sie ihnen?

Grünhagen.

So weit menschliche Voraussicht reicht, wird die Gläubigkeit auf dem angestammten Boden die Form nicht begründen können, in der sie sich zuletzt darstellen muß, und in der allein sie sich nur ganz befriedigt finden kann. Sie wird endlich unsern Boden suchen müssen, den einzigen von allen, mit welchem sie aus angeborner Scheu noch nicht experimentirt hat. Der Rationalismus aber, wenn er auf seinen bisherigen Wegen weiter fortgeht, muß sich in Nihilismus

auflösen. Die Extreme aber berühren sich, und vom Nichts zu Allem ist nur ein Schritt.

Odenthal.

Wahrlich, Sie hegen kühne Hoffnungen.

Grünhagen.

Ich schöpfe sie indessen nicht allein aus dem Wesen des preußischen Protestantismus, sondern aus dem Wesen des preußischen Staats überhaupt.

Odenthal.

In wiefern dies?

Grünhagen.

Preußen ist der Staat der Vermittelung der Gegensätze. Seine wahre Intelligenz hat es in dieser Beziehung nie verleugnet. Es hat, auch bevor es konstitutionell war, Kunst und Wissenschaft so frei schalten lassen, wie kein andrer absoluter Staat. Es hat auf allen Gebieten den verschiedenen Richtungen möglichst ungehemmten Spielraum gewährt, den Kampf der Meinungen wenig beeinträchtigt. Was die Vermittelung der Gegensätze auf kirchlichem Gebiete, namentlich der Gegensätze zwischen dem Katholicismus und dem Protestantismus betrifft, so hat Preußen in

dieser Beziehung in früheren Zeiten manche Fehler begangen, aber mit gewohnter Intelligenz hat es auch aus diesen Fehlern viel gelernt.

Odenthal.

Ich sehe immer noch nicht ein, in wiefern Preußen aus der stiefmütterlichen Behandlung, die es von jeher der katholischen Kirche angedeihen ließ, zu Gunsten der letzteren gelernt habe.

Grünhagen.

Vergleichen Sie einmal die Ansichten, die Preußens höhere Staatsmänner, wenigstens viele unter ihnen, in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts in Betreff der katholischen Kirche hegten, mit denen, die sich in dem zweiten Viertel des Jahrhunderts Bahn gebrochen haben. Den älteren preußischen Staatsmännern galt die Kirche als eine morsche Ruine, dem völligen Verfall sehr nah; die modernen Staatsmänner haben zwar die Kirche nach vielen Seiten hin nicht begriffen, sie gilt ihnen aber doch als ein, selbst im guten Sinn, zu beachtendes, theilweise zu respektirendes Institut. Man erkannte immer mehr auch, daß die Gebildeten unter uns, gerade ihrer Bildung wegen, der Kirche so warm anhingen, während man

bei denjenigen Intelligenten, namentlich aus dem Beamtenstande, welche der Staatskirche angehörten, eine wahre Kirchenscheu nicht verkennen konnte. Sehr wohlthätig wirkend waren auch, seit der Neugestaltung Preußens im Jahre 1815, die hierdurch mittelbar veranlaßten mannigfachen annähernden Berührungen unter den verschiedenen Konfessionsverwandten.

Odenthal.

Von ärgerlichen Reibungen habe ich genug gehört, namentlich in Folge des Jahres 1837; von Annäherungen nicht viel.

Grünhagen.

Es ist die Natur des Guten, im Stillen zu wuchern. Glauben Sie mir, der Katholicismus in Preußen hat vom Protestantismus viel gelernt, und umgekehrt dieser von jenem, und zwar vielleicht deshalb noch desto mehr, als es unbewußt geschah.

Odenthal.

Ihre Preußenliebe scheint Sie zu der Annahme zu verleiten, daß der Katholicismus reiner und besser werde, wenn er mit dem Protestantismus in Berührung gesetzt wird.

Grünhagen.

Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich weiß, daß unser Glaube immer und überall derselbe ist; was aber den Grad der Festigkeit betrifft, mit welchem er in den Herzen seiner Bekenner wurzelt, so glaube ich, daß die spanischen Katholiken zum Abfall von der Kirche fähiger wären, als die preußischen.

Odenthal.

Das wäre seltsam.

Grünhagen.

Aber sehr erklärlich; der preußische denkende Katholik gewinnt in dem ihn umgebenden oder an ihn kommenden Protestantismus ein Feld für stets neue Betrachtungen und Erwägungen, deren Frucht eine immer wachsende Ueberzeugung von der Herrlichkeit seiner Kirche ist. Die katholische Wissenschaft gestaltet sich bei dem Entgegenstehen der Kraft, die sich in der protestantischen Theologie vorfindet, viel umfassender, als in rein katholischen Ländern, wo sie minder schwierige Kämpfe zu bestehen hat. Bei uns aber wird sie zu ebenbürtiger Koncurrenz gezwungen. Spanien hätte keinen Möhler gehabt, um einen Strauß zu bekämpfen. Gerade die eigenthümliche Stellung, wel-

che katholisches Glauben und Wissen in Preußen einnimmt, haben es hier zu einem Stärkegrad gesteigert, wie schwerlich anderswo. Der Sinn für das katholisch Kirchliche ist in Preußen vielleicht am meisten geschärft.

Odenthal.

Auch unter den Protestanten? Was haben diese von uns gelernt?

Grünhagen.

Redwitz sagte mir neulich, seine Amaranth habe, nach dem Absatz zu urtheilen, den meisten Anklang in Norddeutschland gefunden, in Oesterreich aber fast gar keinen. Es ist dies nur eine beispielsweise angeführte Erscheinung, welche aber doch immer meine Behauptungen unterstützt. Daß die Amaranth von den preußischen Katholiken mit Begeisterung begrüßt worden, ist natürlich, daß dies aber auch Seitens der preußischen Protestanten geschah, beweist, daß bei letzteren eine Art von Versöhnung mit den katholischen Anschauungen Platz gegriffen.

Odenthal.

Im Ganzen ist aber doch das alte Vorurtheil noch immer dasselbe.

Grünhagen.

Darin mögen Sie Recht haben. Aber je mehr eine nähere Bekanntschaft mit unsrer Kirche stattfindet, desto mehr schwindet es. Ich habe bei vielen denkenden Protestanten ein sehr reges Interesse für diese Bekanntschaft gefunden; hiezu kommt noch der Vortheil der guten Gelegenheit, die dem preußischen Protestanten vorzugsweise zu solcher Bekanntschaft sich bietet.

Odenthal.

Von der Kenntniß zur Erkenntniß ist noch ein weiter Weg.

Grünhagen.

Der aber in Preußen gebahnter ist, als sonst wo. Prägt nun aber aus den, von mir bezeichneten Gründen der Katholicismus in Preußen sich immer gediegener aus, wird namentlich protestantischer Seits immer mehr erkannt, daß die Waffen des modernen Wissens auf theologischem, philosophischen und, was die Hauptsache, naturwissenschaftlichem Felde, gegen die wissenschaftliche Begründung unsers Glaubens nichts vermögen, während gerade diese Waffen auf protestantischem Gebiete so arge Verwüstungen

angerichtet haben, so muß ja die protestantische Intelligenz endlich uns zufallen, und wird letztere dann zu Gunsten der Kirche verwendet, so muß ja diese durch Vermittelung des, eventuell zur Herrschaft in Deutschland erhobenen Preußen's der religiösen Einheit unfehlbar Vorschub leisten. Da aber nur die eigenthümlichen Verhältnisse Preußen's solche Aussicht gewähren, so komme ich auf meinen ersten Satz über Preußen's Beruf zurück. Ihr Oesterreich wäre am wenigsten im Stande, diese religiöse Einheit zu gründen, wenn es auch noch so katholisch wäre. Wer weiß, was ihm in kirchlicher Hinsicht noch bevorsteht.

Odenthal.

Nun, ich hoffe, es würde im Ganzen und Großen nie vom kirchlichen Abfall berührt werden.

Grünhagen.

Und doch scheint es das Schicksal der ursprünglich katholischen Völker zu sein, zur rechten Würdigung ihres kirchlichen Lebens erst dadurch gelangen zu können, daß sie durch den Abfall hindurchgehen, und alle Phasen desselben durchmachen müssen. Dies ist der dritte Grund, aus welchem ich Preußen's Suprematie im Interesse der Kirche wünsche.

Odenthal.

Ist denn die katholische Wahrheit in ihrer ersten Setzung an sich so wenig fest gewesen, daß sie erst durch Vermittelung des Gegensatzes sich recht zu erfassen fähig werden sollte?

Grünhagen.

Es ist nun einmal dem Menschen natürlich, das Gute, welches ihm von Kindheit an von selbst zufällt, nicht genugsam zu schätzen. Ist es ihm aber eine Zeitlang genommen gewesen, so würdigt er es als ein Wiedergewonnenes um so mehr, als er die Größe der Entbehrung erfahren hat.

Odenthal.

Meinen Sie nun, der preußische Protestantismus fühle, daß ihm etwas fehle?

Grünhagen.

Er fühlt es seit dreihundert Jahren. Woher sonst seine mannigfachen Gestaltungen im Laufe dieser Zeit? woher seine jetzt schon lange gährende Sehnsucht nach Einheit und fester Verfassung, d. h. nach katholischer Lebensgrundlage?

Odenthal.

Daß er sich nach letzterer sehne, wird er Ihnen nicht zugeben.

Grünhagen.

Weil ihm selbst das noch nicht recht klar ist. Aber seine Phasen sind zu Ende; er kann nicht wieder von vorn anfangen. Er kann zuletzt nicht umhin, bis vor den Anfang zurück zu gehen.

Odenthal.

Einem dreihundertjährigen Leben ein freiwilliges Grab zu graben, wird er zu stolz sein.

Grünhagen.

Stolz ist nur, wer sich nicht selbst erkennt. Wenn der Protestantismus aber sich vollständig erkannt haben wird, wird ihm nicht entgehen, daß das, wonach er eigentlich strebt, auf seinem Boden nicht zu finden, noch zu realisiren ist. Dann wird er dem Unvermeidlichem weichen, und noch im Tode einen neuen Boden befruchten mit den edlen Elementen, die

in ihm gewesen, in ihrer Zerstücktheit aber auf dem eigenen Boden keine bleibende Frucht bringen konnten. Denn, was in ihm vom Geiste Gottes war, kann nicht untergehen, sondern wird sich der Kirche Gottes in der Wiedervereinigung vermählen.

Druck und Papier von H. F. Grote in Arnsberg.